





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Zombie-Teich

Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200



Der Zombie-Teich

John Sinclair Nr. 789

von Jason Dark

erschienen am 17.08.1993

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Zombie-Teich

Schlangengleich umfuhr die Hand den dünnen Baumstamm und legte sich blitzschnell über den Mund des Mädchens, dessen heftiger Schreck sich nicht mehr in einem Schrei ausdrücken konnte. Das Herz raste plötzlich, die Echos der Schläge spürte sie im Kopf, und die plötzliche Furcht presste sich wie eine Klammer um ihren Magen.

Da hörte sie das Lachen.

Leise und freudig, dicht an ihrem rechten Ohr. Als es verstummte, löste sich die Hand, und Dinah konnte wieder normal und tief durchatmen.

»Hast du dich erschreckt?«

Sie schloss für einen Moment die Augen. Eine dämliche Frage!

Natürlich hatte sie sich erschreckt, und sie hätte beinah einen Herzschlag bekommen. Allmählich hasste sie die Späße ihres Freundes, die konnte er bei anderen durchführen, nicht bei ihr!

Sie merkte, wie die Wut in ihr hochstieg, die normalen Gedanken überschwemmte, und als Herbies Schatten erschien, da hatte sie den Arm schon halb angehoben. Ihm und der Hand Schwung zu geben, war einfach. Sie landete in Herbies Gesicht, der so überrascht war, dass er zurücktaumelte, eine Baumwurzel übersah und sich tatsächlich auf den feuchten Waldboden setzte.

»So, das geschieht dir recht!«

Er saß da und rieb seine Wange. »Du hast einen ganz schönen Schlag, meine Liebe.«

»Weiß ich.«

Seine Hand sank nach unten. Dafür schaute er in die Höhe und an den dunklen Jeans entlang, die sehr eng saßen. »Scheiße, ich werde es mir überlegen, ob ich dich heirate. Wenn du jetzt mit der Hand schlägst, nimmst du später die Bratpfanne oder irgendeinen noch schlimmeren Gegenstand.«

»Meinst du?«

»Klar doch.«

»Dann kann ich ja gehen.«

Dinah wandte sich ab, das aber wollte Herbie nicht zulassen. Mit einem Satz war der junge Mann, der wegen seiner roten Haare nur Feuerkopf genannt wurde, wieder auf den Beinen. Er brauchte seine Freundin nicht erst einzuholen, denn sie hatte es nicht so gemeint und war schon nach zwei Schritten stehen geblieben. Sie strich ihr blondes Haar zurecht und band es am Hinterkopf mit einem Gummiband zu einem Pferdeschwanz zusammen. Herbie kam auf sie zu.

Seine Sohlen hinterließen auf dem Laub knirschende Geräusche. Ansonsten war es still in diesem Waldstück, das sehr einsam lag und vor dem sich gewisse Leute hüteten, weil die Sage umging, dass es zwischen den düsteren Bäumen nicht geheuer war und es spuken sollte.

Davon hatten die beiden Liebenden noch nichts bemerkt. Ihnen gefiel dieser Wald, und ihnen gefiel besonders ihr kleines Liebesnest, das sie sich nicht weit von dem kleinen Teich entfernt richtig häuslich eingerichtet hatten.

Es war eine Bude aus Brettern, Zweigen und Moos. Herbie, der Tischler, hatte hier so etwas wie ein kleines Meisterstück geliefert, es

fehlte nur die Heizung, aber Liebende kannten keine Kälte. Wenn es sein musste, wärmten sie sich gegenseitig.

»Alles wieder klar?« Herbie legte seine Hände auf Dinahs Schultern und gab ihr einen Kuss.

Zu einem zweiten ließ sie ihn nicht mehr kommen, denn sie drehte den Kopf zur Seite. »Das werde ich mir noch überlegen.«

»Wo denn?«

»Tja«, sagte sie spöttisch und wandte sich um. »Ich sage es dir später.«

»Doch hoffentlich in unserer Hütte.« Herbie lief ihr schnell nach und holte sie wieder ein.

»Du willst dorthin?«

Er ging neben ihr zwischen den Bäumen her. »So war es doch abgemacht, denke ich.«

»Bei dem Wetter…«

»Hör auf mit den Ausreden!« Er legte den rechten Arm um ihre Schulter. »Ich kenne Nächte, die noch kälter waren als die heutige. Da hast du dich nicht so angestellt.«

»Man ist nicht immer gleich in Form.«

»Ich habe extra die Flasche Wein mitgenommen.«

Sie hatten den Weg erreicht, wo auch ihr Wagen stand. Es war ein kleiner Renault. Herbie Santer ging hin und öffnete die Heckklappe.

Von der Ladefläche holte er die Sporttasche, in der er nicht nur die Flasche Rotwein verstaut hatte, sondern auch etwas zu essen, Kerzen und warme Decken sowie einen Schlafsack, in dem zwei Personen Platz hatten. Er stemmte sie hoch und schwenkte sie hin und her. »Kann ich sie mitnehmen, oder soll ich sie im Wagen lassen?«

Das Mädchen musste lachen. »Okay, nimm sie mit.«

»Danke.« Er schmetterte die Klappe zu. »Dann wollen wir mal.«

Herbie hatte seinen Wagen am Ende des Forstwegs abgestellt. Bis zu ihrem Liebesnest war es nicht sehr weit, doch einen direkten Weg gab es nicht. Sie mussten sich durch einige Büsche wühlen. Über diesen Pfad erreichte man auch den Teich, der inmitten des dunklen Waldes wie ein übergroßes Auge lag und selbst im hellen Sommer immer unheimlich und dunkel aussah.

Im Sommer hatte Herbie das Liebesnest gebaut und jetzt, in der kalten Jahreszeit, mit Moos isoliert. Die Hütte lag in einer Mulde und lehnte sich gegen die mächtigen Wurzeln eines zu anderen Seite gekippten Baumstamms, den der Sturm vor drei Jahren entwurzelt hatte.

Sie hatten an ihrer Hütte nie Spuren anderer Bewohner entdeckt, Tiere ausgenommen.

Bis zum Ufer waren es vielleicht zwanzig Schritte. Von ihrer Hütte aus konnten sie das Wasser nicht sehen, höchstens riechen.

Sie kannten sich so gut aus, dass sie keine Taschenlampe benötigten. Es war eine wirklich düstere Nacht. Die Wolken schwebten am Himmel und ließen keinen Blick auf die Gestirne zu. Selbst der volle Mond hatte sich dahinter verkrochen, sein Standort war mehr zu ahnen, als zu sehen, denn wo die Wolken heller waren und sich silbrige Umrisse an ihren Rändern zeigten, da stand er.

Wie immer ging Herbie vor, und wie immer bahnte er seiner Freundin den Weg, denn da war er ganz Kavalier. Er schaufelte die starren Zweige zur Seite und sorgte auch dafür, dass sie nicht wieder zurückschnellten und gegen sie prallten.

Die beiden ließen sich durch nichts stören, auch nicht durch das Geräusch eines Lastwagens, das in der Stille überlaut zu ihnen getragen wurde. Die Straße führte am nördlichen Waldrand entlang, wobei rechts und links von ihr die Bäume standen, aber eine Seite doch lichter war.

Die beiden Liebenden fanden sich gut in der blauschwarzen Dunkelheit zurecht, auch wenn Dinah schimpfte und sich laut fragte, weshalb sie überhaupt hinter ihrem Freund herschritt, wo es doch zu Hause in ihrem Bett viel wärmer war.

»Aber da bin ich nicht«, sagte er.

»Stimmt.«

»Dafür deine Schwester.«

»Lass sie in Ruhe! Denk daran, dass du mit vierzehn Jahren auch nicht anders gewesen bist!«

»Woher willst du das wissen?«

Sie duckte sich unter einem sperrigen Ast hinweg. »Das habe ich mir sagen lassen.«

»Lüge, Lüge…« Er lief die letzten Schritte und hockte sich hin, um in die Mulde hineinzurutschen, wo ihre kleine Höhle lag, die tatsächlich so wirkte, als würde sie von den mächtigen Baumwurzeln beschützt.

Sogar eine schmale Holztür hatte er gebaut. Sie war mit einem primitiven Riegel gesichert, den er zurückzog, um dann die Tür zu öffnen. Wie Schatten huschten die beiden Eichhörnchen aus dem Bau.

Für sie war dieses Liebesnest ebenfalls das perfekte Versteck gewesen. Blitzschnell verschwanden die possierlichen Tierchen in der Finsternis des Waldes, um eine neue Deckung zu suchen.

»Denen hat es hier auch gefallen«, sagte Herbie und schleuderte die prallgefüllte Tasche in die Höhle. Er duckte sich und trat selbst ein. Aufrecht stehen konnten sie hier nicht. Es war auch nicht nötig, die meiste Zeit verbrachten sie sowieso im Liegen oder im Sitzen.

Herbie Santer hatte auch einen Tisch gebastelt, dessen Beine nicht mal ein Drittel so hoch waren wie die eines normalen Tisches. Immerhin war er breit und lang genug, um zwei Teller, eine Flasche und auch die entsprechende Anzahl Gläser aufnehmen zu können.

Herbie hockte sich nieder und packte die Tasche aus. Er fand sich auch im Dunkeln zurecht, denn die Kerzen hatte er an eine bestimmte Stelle geklemmt. Er fuhr mit der Hand an der Innenseite der Tasche entlang und hatte sie mit einem Griff.

Vier Kerzen hielt er fest!

Tief atmete er durch, holte das Einwegfeuerzeug hervor und zündete die ersten beiden Dochte an. Er ließ Wachs auf einen Teller träufeln, der neben dem Tisch stand und stellte die brennenden Kerzen auf die raue Platte.

Flackerndes Licht erfüllte die Höhle. Jedes Mal hatte Herbie das gleiche Gefühl. Ihm war es immer etwas unheimlich zumute, wenn die Schatten durch ihre kleine Welt tanzten, denn dann sah es stets so aus, als hätten sich die Geister des Waldes gelöst, um durch die Höhle zu irren, damit jeder sah, dass sie noch da waren.

Der Boden der Höhle fiel leicht zu der mächtigen Baumwurzel hin ab, was allerdings nicht tragisch war, denn sie hatten ihn mit Gras und Zweigen nicht nur gut gepolstert, sondern auch einigermaßen eben gemacht. Zwei Flaschen Rotwein hatte er mitgenommen und stellte sie und die Gläser auf den kleinen Tisch. Er hatte auch Käse mitgenommen und einige Scheiben Fleisch. Außerdem geschnittenes Roastbeef sowie kalten Schweinebraten, denn Dinah hatte einen anderen Geschmack als er. Sie aß lieber vom Schwein. Brot war ebenfalls vorhanden, Bestecke auch. Sie klirrten gegeneinander, als er sie holte und ebenfalls auf den Tisch legte.

In ihrer Höhle war es nicht mal kalt, zum Frieren hatten sie ohnehin keine Zeit.

Herbie war mit seiner Arbeit zufrieden, nur etwas irritiert, weil Dinah noch nicht zu ihm in die Höhle gekommen war. Sollte sie ihn tatsächlich reingelegt haben? War sie wieder zurückgelaufen? Hatte sie ihm das Erschrecken derart übel genommen?

Unsinn, so war sie nie, und Herbie kroch auf den Eingang zu. Bevor er ihn noch erreichte, konnte er bereits einen Blick nach draußen werfen und sah die Schuhe seiner Freundin und auch das untere Drittel ihrer Beine.

Er wunderte sich. Sie stand da, als hätte sie nichts Besseres zu tun.

»He, willst du da festwachsen?«, rief er ungeduldig.

Dinah reagierte nicht.

Eigentlich hätte jetzt der Ärger in ihm hochsteigen müssen, denn Herbie war ein Typ, der sich schnell ärgerte, zu dieser Stunde aber schluckte er ihn herunter und wunderte sich auch darüber, dass er so beunruhigt war. Das musste mit dem Verhalten seiner Freundin zusammenhängen. »Verdammt, was ist denn los mit dir?«, fragte er diesmal wesentlich leiser.

Endlich sagte sie etwas. Zuvor aber hatte sie sich gedreht und etwas

gebückt. »Sei doch mal ruhig!«
Herbie schwieg. Er hatte sich über Dinahs Stimme gewundert. Sie hatte ungeduldig und hart geklungen, aber auch leicht ängstlich, und ihr schien dieser Trip in den Wald nicht gefallen zu haben.
Die Höhle kam ihm plötzlich zu eng vor, deshalb verließ er sie kriechend und richtete sich neben Dinah auf, die ihn mit keinem Blick bedachte, denn sie schaute starr in den Wald hinein, wo auch der kleine See lag.
Als er sie anstieß, zuckte Dinah zusammen. »Willst du mir jetzt sagen, weshalb du dich so komisch verhältst?«
»Ja, will ich.«
»Und?«
»Ich habe Geräusche gehört!«
»Wo?«
»Am See.«
Herbie Santer überlegte. Er musste zweimal schlucken. Die Antwort war klar verständlich gewesen, nur wusste er nicht, was er von ihr halten sollte.
Geräusche am See – Himmel, das konnte vieles und nichts bedeuten, jedenfalls nichts, was sie aus dem Konzept bringen konnte, deshalb gab er auch die seiner Meinung nach passende Antwort.
»Das ist Käse!«
Dinah Ascott fröstelte. Ihre gefütterte Jacke stand offen. Die Hände hatte sie in die Taschen gesteckt. Sie zog sie jetzt hervor, und Herbie erkannte, dass sie zwei Fäuste bildeten. »Nein, das ist kein Käse. Ich habe mich auch nicht verhört, die Geräusche waren da.«
»Okay, glaube ich dir. Im Wald ist es nie ruhig wie in einer Nacht am Eismeer.«
»Weiß ich selbst.«
»Warum regst du dich auf, verdammt?«
Sie trat mit dem Fuß auf. »Ich rege mich nicht auf, ich versuche nur, die Geräusche zu identifizieren. Es ist mir nicht gelungen. Sie… sie haben sich so unheimlich angehört.«
»Aha.« Er grinste so, dass Dinah es nicht sah. »Unheimlich also. Und wie weiter?«
»Nichts weiter.«
»Kannst du sie nicht erklären?«
»Nein, das kann ich nicht. Jedenfalls machten sie mir Angst. Sie haben mir einfach nicht gepasst. Ich weiß selbst, dass du anders darüber denken musst, aber du hast sie auch nicht gehört. Das war schon komisch, denn irgendetwas klatschte oder platschte im Wasser. Dann kam es mir vor, als hätte jemand leise gelacht, anschließend gestöhnt, und ich hörte sogar ein Schmatzen.«
»Toll.« Herbie Santer amüsierte sich. »Da ist ja alles

zusammengekommen, was man sich nur denken kann.«
»Ist es auch.«
»Und jetzt?«
Sie hob die Schultern. »Höre ich nichts mehr.«
»Ich nämlich auch nicht«, sagte Herbie, fasste sie an und zog sie zu sich heran. Sie fiel gegen ihn und beschwerte sich darüber, aber Herbie gab nicht nach. »Ich bin nicht gekommen, um hier herumzustehen. Los, der Wein steht bereit. Lass uns einen Schluck trinken, später wirst du die komischen Geräusche vergessen haben.«
»Glaube ich nicht.«
»Kommst du oder kommst du nicht?«
Dinah fügte sich, wenn auch widerstrebend. Als sie in die Höhle eintauchte, schaute sie sich immer um, doch der Wald blieb still und hütete sich, ihr eine Antwort zu geben. Vor dem Tisch ließen sie sich im Schneidersitz nieder. Herbie lächelte seine Freundin an, als er die erste Flasche entkorkte. »Ist ein guter Tropfen, den habe ich meinem Alten aus dem Keller geholt. Das merkt er kaum, denn die Flasche«, er klopfte dagegen, »hat noch viele Brüder.«
Dinah lächelte. Sie freute sich zwar, wenn Herbie lustig war, in dieser Nacht allerdings konnte sie das nicht nachvollziehen. Da war es draußen zu unheimlich gewesen. Sie schaute und hörte zu, wie der rote Wein in die Gläser gluckerte. Ein Schauer rann über ihren Rücken. Sie verglich den Wein mit Blut, auf dessen Oberfläche der Kerzenschein tanzenden Reflexe hinterließ.
Herbie saß im Pullover da, die Jacke hatte er neben sich gelegt.
»Willst du deine Jacke nicht ausziehen?«, fragte er.
»Nein, warum?«
»Hier ist es warm.«
»Nicht für mich.«
Herbie gefielen die Antworten nicht. Er hielt sich aber zurück und hob sein Glas an. »Ich trinke auf eine schöne Nacht und darauf, dass du deine Angst vergisst. Cheers…«
Dinah spielte mit. Sie wollte ihrem Freund die Stimmung nicht verderben. Auch sie hob das Glas an, nippte vom Wein und stellte das Glas vorsichtig auf den Tisch.
Herbie hatte die Sitzhaltung verändert und die Beine ausgestreckt.
Er fühlte sich wohl, grinste, trank das erste Glas schnell leer und goss nach, was seine Freundin mit einem leichten Stirnrunzeln beobachtete. Herbie konnte nicht zu viel vertragen, und dieser Rote hatte es in sich, sie hütete sich davor, ihm etwas zu sagen, dann konnte er ziemlich sauer werden.
»Du bist vielleicht ein Trauerkloß, Dinah.«
»Bin ich nicht, das weißt du.«
»Ich brauche dich nur anzusehen.«

Das Mädchen verdrehte die Augen. »Hör doch damit auf, bitte. Trotz dieser kalten Nacht bin ich mit dir gefahren…«
»Finde ich auch okay.«
»Aber ich habe etwas gehört!«, flüsterte sie und schielte dabei ängstlich zum Ausgang. »Da ist etwas gewesen, ob du mir nun glaubst oder nicht. Da war was im Wald.«
»Klasse – was denn?«
»Ich kann es dir nicht sagen. Undefinierbare Geräusche. Sie… sie passten nicht in die Umgebung.«
Er trank wieder und wischte über seine Lippen. »Tiere, wie?« Herbie grinste breit. Mit seinen roten Haaren sah er dabei aus wie eine lustige Comicfigur.
»Keine Tiere. Da war etwas anderes.«
»Schön. Und was?«
Dinah Ascott hob die Schultern. »Ich kann es dir nicht genau sagen, Herbie. Ich bekomme es nicht in die Reihe, aber diese Geräusche haben mir Angst eingejagt. Sie haben sich so schrecklich angehört. Manchmal wehte ein Stöhnen auf mich zu, und es kam von dem kleinen See her, jedenfalls aus der Richtung.«
Herbie nahm sie noch immer nicht ernst, denn er grinste sehr breit.
»Du denkst doch nicht etwa an ein Wassermonster. Für einen Drachen wie Nessie ist der Teich zu klein.«
»Quatsch.«
»Was dann, Dinah?«
»Ich weiß es nicht. Jedenfalls hat es mir überhaupt nicht gefallen, verflixt.«
»Nun ja, wir werden sehen und…« Dinah schrie leise auf. Sie saß starr. Sie fror ein. Ihr Gesicht schien nachzudunkeln, als sie flüsterte:
»Da… da … ist es wieder …«

***

Auch Herbie Santer bewegte sich nicht, denn die Worte seiner Freundin hatten ihn schon erschreckt. Aber er spitzte seine Ohren, weil er endlich erfahren wollte, ob Dinah sich getäuscht hatte. Sehr langsam drehte er den Kopf dem Ausgang zu, blieb lauschend sitzen und hörte es ebenfalls.
Ja, da war etwas, sie hatte Recht. Und es war kein Wind, der raunend durch den Wald fuhr, sondern mehr ein geheimnisvolles Flüstern und Stöhnen.
Ein schlimmes Geräusch, das aus den Tiefen der Erde zu dringen schien, als hätte es sich endlich nach sehr lange Zeit befreien können. Nicht nur als Stöhnen, sondern auch als Flüstern zu vernehmen. Ein scharfes Zischen, abgehackte Worte, Fragmente aus den Tiefen einer dämonischen Welt.

»Was sagst du jetzt?«, hauchte das Mädchen.
Herbie schwieg zunächst und schluckte. »Ich weiß es auch nicht, ich weiß überhaupt nichts…«
»Es ist aber da. Ich habe es gehört, und du bist doch auch nicht taub.« Dinah schüttelte den Kopf. »Hier… hier bleibe ich keine Nacht.«
Santer schaute das Mädchen über den Tisch hinweg an. Der Kerzenschein hatte ihr Gesicht verfremdet. Das zuckende Muster bewegte sich auf der Haut und ließ sie aussehen, als wäre sie von einem anderen und neuen Leben erfüllt.
»Sag doch was, Herbie.«
»Ahm… ich … ja, ich weiß auch nicht.« Er wischte über sein Gesicht und das Haar. »Jetzt ist es weg.«
»Stimmt, stimmt genau.« Sie bewegte sich unruhig. »Aber es wird zurückkehren.«
»Meinst du?«
»Davon bin ich überzeugt. Das… das glaube ich mit Sicherheit. Da ist etwas, das sich nicht so leicht vertreiben lässt. Es gehört in diesen Wald, verstehst du?«
»Weiß ich nicht. Bisher habe ich es nicht gesehen. Auch nicht gehört. Wir sind ja nicht zum ersten Mal hier.« Er schaute seine Freundin direkt an. »Was willst du?«
»Das ist einfach. Wir verschwinden, laufen zurück zum Wagen und fahren wieder weg.«
Herbie überlegte einen Moment, dann nickte er. »Ja, das wäre nicht unübel.«
Sie lächelte. »Dann hat es dich auch erwischt.«
»Wieso?«
»Schon gut.« Dinah leerte ihr Glas und fing damit an, die Dinge wieder einzupacken. Sie beeilte sich dabei, ihr kam es vor, als wären die Sekunden kostbar geworden. Immer wieder schielte sie dabei zum Ausgang, und auch Herbie hatte sich von der gezielten Hektik seiner Freundin anstecken lassen.
Die Kerzen ließ er stehen. Als alles in der Tasche verstaut war, blies er sie aus.
Dunkelheit legte sich über die Höhle. Von einem Augenblick zum anderen konnten die beiden jungen Menschen nichts mehr sehen.
Die Finsternis war wie ein großer Mantel, der kein Licht durchlassen wollte. Erst bei genauerem Hinsehen konnten sich die beiden erkennen. Sie saßen sich wie Schattengestalten gegenüber.
»Hast du immer noch Angst?«, flüsterte die Stimme des jungen Mannes in der Dunkelheit.
»Noch mehr.«
»Warum?«
»Schon gut, lass uns gehen.« Dinah wollte auf keinen Fall länger in

ihrer Höhle sitzen. Sie war auch die Erste, die sich abwendete und auf den Ausgang zukroch, der sich als schmales, graues Loch an der Höhlenseite abhob.

Als Dinah die Höhle verlassen hatte, wich das Gefühl der Bedrohung etwas, leider verschwand es nicht ganz, aber damit würde sie fertig werden. Sie wollte nur nicht in diesem Wald bleiben, und sie hatte das Gefühl, die kleine Höhle mit einer großen vertauscht zu haben, wobei sie sich in letzterer kaum wohler fühlte.

»Komm endlich!«, zischelte sie, bückte sich, als sie Herbies Brummen hörte und sah, dass er die Tasche zuerst durch den Eingang schob. Dinah nahm sie ihm ab. Sekunden später stand ihr Freund an ihrer Seite und schaute sich behutsam um.

»Was ist?«

»Jetzt sind die Stimmen nicht mehr zu hören.«

Ob sie wollte oder nicht, Dinah musste lachen. »Toll, danke, dass du das gesagt hast. Das gibt mir die Hoffnung, dass ich noch nicht durchdrehe und etwas höre, das es nicht gibt.«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Dann lass uns verschwinden.«

Die beiden machten sich auf den Weg. Herbie wollte die Taschenlampe einschalten, aber seine Freundin war dagegen.

Der Weg führte zwar näher am See entlang, und von dort waren auch die unheimlichen Laute geklungen, aber sie wollte diesmal nachgeben, außerdem konnten sie dort wirklich abkürzen.

Diesmal gingen sie nebeneinander. Sie liefen so schnell wie möglich, hoben ihre Füße immer wieder hoch, und Herbie fluchte manchmal, wenn seine Tasche an den Zweigen irgendwelcher Bäume festhakte, sodass er sie jedes Mal loszerren musste.

Zum Teich hin lichtete sich der Wald etwas. Die Bäume standen nicht mehr so dicht beisammen. Es gab genügend Lücken, sodass ihr Blick hin und wieder die Fläche des Teichs treffen konnte.

Der Untergrund war zudem ebener geworden. Nicht mehr so viele Buckel und kleine Vertiefungen. Schnee lag nicht. Zudem war auch der Frost verschwunden, er hatte die Kälte aus dem ansonsten knochenharten Untergrund vertrieben und ihn weich und nachgiebig gemacht, aber gleichzeitig auch feucht und rutschig.

Der Teich lag zu ihrer Rechten. Kein Windstoß wühlte die Oberfläche auf. Er lag dort wie gemalt. Ein leicht schimmerndes, öliges Auge, düster, dabei verschlossen, geheimnisvoll, als hätte er etwas zu verbergen. Es war schon unheimlich für die beiden, so dicht am Ufer entlangzugehen, besonders deshalb, weil sie daran dachten, dass aus dieser Richtung die Geräusche gekommen waren.

Das Mädchen war drei Schritte vorgegangen. Herbie folgte dem sich bewegenden Schatten, der im Rhythmus der Schritte manchmal nach

rechts, dann wieder nach links schwankte.

Plötzlich blieb Dinah stehen. Es geschah so abrupt, dass Herbie gegen sie lief und wütend fluchte. »Verdammt, was ist denn los?« Er klammerte sich an der Schulter fest.

»Sieh mal nach rechts.« Dinah hatte sich bereits umgedreht und schaute auf den See. Sie standen in einer relativ großen Lücke zwischen den Bäumen und konnten einen großen Teil des kleinen Gewässers gut im Auge behalten.

Der Junge räusperte sich. »Wieso… was …?«

»Das Leuchten, Herbie. Verdammt, siehst du es denn nicht? Auf der Oberfläche – da ist… da ist doch etwas.«

»Meinst du?«

»Schau hin, Herbie!«

Er hatte es schon gesehen, aber er hatte sich innerlich dagegen gewehrt, nun konnte er nicht anders, und er spürte auch die kalte Gänsehaut auf seinem Rücken.

Mit diesem Teich mitten im Wald war etwas passiert. Sie kannten ihn nur als sehr dunkles Etwas, eine flache Insel im Wald, ein stilles Gewässer, das in dieser Nacht seine Ruhe verloren hatte und etwas zeigte, das beiden nicht in den Kopf wollte.

Auf der Oberfläche hatte sich das geheimnisvolle Leuchten ausgebreitet. Es schimmerte grünlich, silbrig und auch türkisfarben, aber es verteilte sich nicht auf der gesamten Fläche, sondern trat immer nur punktuell auf.

So sahen sie dieses Schimmern am gegenüberliegenden Ufer ebenso wie in der Mitte oder an dem Ufer, in dessen Nähe sie sich aufhielten. Auf dem Teich verteilten sich die schimmernden Flecken, und wenn sie genauer hinschauten, dann sahen sie auch den zittrigen Rauch, der über diesen Inseln schwebte.

Beide konnten sich das nicht erklären.

Auch Herbie war still geworden und froh darüber, nicht mehr in der Höhle zu hocken. Hier hatten sie doch mehr Bewegungsfreiheit, wenn es sein musste. Er spürte, wie sich Dinahs Hand in die seine legte und ihre Finger die seinen fest umklammerten. Das Mädchen zitterte, sein Gesicht sah so blass aus wie der Mond. Dennoch konnte Dinah nicht still sein. Die nächsten Worte flüsterte sie nur, als hätte sie Furcht davor, von anderen Lauschern gehört zu werden. »Das ist mir unheimlich, Herbie. Ich kann es nicht begreifen, denn so etwas habe ich hier noch nie gesehen, und wir kennen den Teich doch.«

»Das stimmt.« Santer ärgerte sich, dass seine Stimme so krächzte, und er räusperte sich die Kehle frei.

»Kannst du dir das erklären?«

»Nein.«

»Und dann diese Stimmen, die ich gehört habe. Das… das komische

Flüstern.«
»Das war doch nicht hier.«
»Weißt du das mit Bestimmtheit?«
»Wer sollte denn hier flüstern?« Er streckte den linken Arm aus.
»Die… die Flecken etwa?«
»Ich habe keine Ahnung, aber komisch sind sie schon. Vier hellere Stellen auf dem Wasser. Ich habe das Gefühl, als würde sich darunter oder darin etwas verbergen, denn natürlich ist das nicht. Das kannst du mir nicht erzählen.«
»Will ich auch nicht.«
»Eben. Normale Lichtquellen gibt es hier nicht. Oder glaubst du, dass jemand im Wasser irgendwelche Lampen aufgebaut hat?«
»Quatsch.«
»Da hast du's.«
Herbie hob die Schultern. Das Licht im Teich war schon rätselhaft, aber er hatte nicht den Mut, um dieser Quelle auf den Grund zu gehen. Das brauchte er auch nicht, denn darum sollten sich gefälligst andere kümmern. Er wollte mit seiner Freundin diesen veränderten Wald so schnell wie möglich verlassen und bei Helligkeit wiederkommen. Dann konnte man noch einmal nachschauen.
In diesem Moment hörten sie wieder die Stimmen.
Beide zugleich, und beide schraken auch synchron zusammen, wobei sich das Mädchen noch fester an seinen Freund klammerte.
»Himmel, da ist es wieder…«
Sie standen unbeweglich und lauschten. Es ging kein Wind, aber die unerklärlichen Geräusche hörten sich an, als wären sie von einem Windstoß an ihre Ohren geweht worden. Sie waren nicht mehr als ein tiefes Flüstern, untermalt von einem leisen, langgezogenen Stöhnen.
Das folgende Geräusch stammte aus dem Mund des jungen Mädchens. Es musste sich festhalten, sonst wäre es gefallen. Der Boden bewegte sich vor ihr, er kam ihr vor wie ein Meer, und sie hörte sich selbst ebenfalls leise stöhnen.
Herbie rührte sich nicht. Hätte er einen Spiegel gehabt, dann hätte er sehen können, dass sein Gesicht allmählich grau wurde.
Dieser Teich musste etwas Schreckliches beinhalten. Das schwere Stöhnen drang aus dem tiefen Wasser, als hätten sich dort schreckliche Wesen verborgen, die unter ungeheuren Schmerzen litten.
Beide hätten fliehen können, eigentlich fliehen müssen, aber sie blieben wie angewurzelt stehen, als stünden sie unter dem Druck einer gewaltigen Macht.
Die Oberfläche des Teichs mit all ihren Veränderungen zog sie an wie ein Magnet das Eisen. Sie konnten sich nicht mehr zurechtfinden, der Druck in ihrem Innern war einfach zu stark geworden, und sie schauten dann zu, wie sich die Lichtflecken auf dem Wasser bewegten

und anfingen zu schaukeln.

Das Stöhnen blieb.

Es hatte sich noch verstärkt, es war lauter geworden und winselte um die Bäume herum, wobei es auch die Lücken ausnutzte und den gesamten Wald erfüllte.

Aus weit aufgerissenen Augen starrten die beiden jungen Menschen auf die tanzenden Lichtinseln, auf denen noch immer der leichte Rauch schwebte, als wären unter der Wasserfläche kleine Feuer angezündet worden, so paradox das auch klang. Sie atmeten heftig und stoßweise, dann noch lauter, als sie die ersten Schattengestalten entdeckten, die aus der Tiefe her in die reflektierenden Lichtinseln hineinstießen.

»Da… da kommt was …«, flüsterte Dinah. Sie erkannte ihre eigene Stimme kaum wieder. Die Worte schienen sich in ihrem Hals zu einem Krächzen verdreht zu haben.

Ihr Freund sagte nichts. Er war eingefroren. Die Furcht hatte um seinen Körper einen Panzer gebildet, aber Dinah hatte sich nicht geirrt, denn aus der Tiefe des Teichs stieg allmählich das Grauen an die Oberfläche…

***

Ich erinnerte mich deshalb so gut, weil das Geschehen erst einige Stunden zurücklag. Ich hatte mich auf dem Hof des Nonnenklosters der teuflischen Äbtissin Virginia gestellt und war von ihr überrumpelt worden. Fast hätte ich mein Leben verloren, wenn Anina, eine Freundin und gleichzeitig eine geheimnisvolle Person nicht eingegriffen hätte und mir somit die Chance gegeben hatte, dieses Monstrum letztendlich doch noch zu überlisten.

Jetzt gab es diese teuflische Äbtissin nicht mehr, auch meine Helferin war verschwunden und hatte mich weiterhin über ihre wahre Existenz im Unklaren gelassen, wobei sie sich nur in Andeutungen ergangen hatte und ich davon ausgehen konnte, einen Engel als Begleiterin zu haben. Das hatte sie selbst nicht direkt bestätigt, doch einige Zeichen hatten darauf hingewiesen.

Jedenfalls waren die Schwestern des Klosters der Barmherzigen Schwestern in den Bann der teuflischen Äbtissin geraten, bis auf zwei Ausnahmen.

Die Nonnen waren noch jung gewesen, man hatte sie formen können, was der Äbtissin auch gelungen war.

Sie hießen Monica und Larissa.

Ich hatte zusammen mit Anina gegen sie gekämpft und sie dann in der entweihten Kapelle bewusstlos zurückgelassen. Ich musste nachschauen, was mit ihnen geschehen war.

Allerdings ging ich nicht allein, denn kurz nach der Vernichtung der

Äbtissin hatte ich Besuch von einem gewissen Reverend Peters bekommen. Er war auf einem Rad sitzend auf den Klosterhof gefahren, hatte mich gefunden und mit voller Panik vom Auftauchen der Äbtissin berichtet, die seine Kirche verwüstet hatte.

Ich konnte ihm trauen. Von mir erfuhr er mehr über die Vorgänge im Kloster, und er fragte auch voller Verzweiflung nach den Nonnen, die hier lebten.

»Sie sind in einen Tiefschlaf versetzt worden. Ich nehme an, dass sie in den Morgenstunden erwachen. Die Äbtissin wollte freie Bahn haben.«

»Ja, das habe ich erlebt.«

Wir hatten das Kloster betreten und machten uns auf den Weg zur Kapelle. Peters schauderte zusammen, als er durch die düsteren Gänge schritt. »Ich war schon öfter hier, aber dieses Empfinden der Furcht habe ich noch nie gespürt.«

»Das müsste eigentlich vorbei sein.«

»Trotzdem, Mister Sinclair, hier werde ich mich auch in Zukunft nicht mehr wohl fühlen.«

Wer konnte es ihm verdenken? Ich am allerwenigsten. Auf den nächsten Schock hatte ich ihn nicht vorbereitet, den bekam er, als wir die ans Gebäude angebaute Kapelle betraten und der Schein meiner Lampe über das Chaos huschte, das die Äbtissin zusammen mit ihren Helferinnen hinterlassen hatte. Peters stand neben mir. Er hielt seine Hände gegen beide Wangen gepresst, schüttelte nur stumm den Kopf und flüsterte immer wieder: »Mein Gott, mein Gott…«

Ich schwieg.

Von den beiden zurückgelassenen Nonnen sah ich nichts, ging allerdings davon aus, dass sie sich noch in der Kapelle aufhielten.

Möglicherweise hatten sie nur ihren Standort gewechselt.

»Was riecht denn hier so?«, fragte Peters.

»Der Geruch des Bösen.«

»Des Teufels?«

»So können Sie es auch nennen, wenn Sie wollen. Dieser Ort ist auf eine widerliche Art und Weise entweiht worden. Das werden Sie noch sehen. Warten Sie hier, ich hole ein paar Kerzen.«

Sie lagen in einer Wandnische in einem Behälter aus dunklem Blech. Vier lange, weiße Kerzen nahm ich hervor. Der Reverend hielt sie wenig später fest, damit ich sie anzünden konnte. Seine Hände zitterten dabei, und als die Flammen an den Dochten klebten, sah ich sein Gesicht aus dem Dunkel auftauchen. Es sah aus wie versteinert, und die Augen waren große, dunkle Höhlen.

»Angst?«, fragte ich.

»Nicht direkt. Nur eine bohrende Furcht. Aber das werden Sie verstehen können.«

»Sicher, Reverend.«

Ich nahm ihm zwei Kerzen ab. Die Tür hatte ich geschlossen, so herrschte kein Durchzug.

Der Geruch nach verbranntem Holz und auch nach stinkendem Moder hing fahnengleich in der Luft. Die Bänke waren zertrümmert worden, der Altar lag gekippt auf der Seite, es gab keine Kreuze mehr. In ihrer Wut hatte die Äbtissin sie zersplittert. Wir konnten den Hass noch spüren, mit dem sie gewütet hatte.

Ich führte den Geistlichen zuerst zum »Grab« der Virginia. Fassungslos starrte er auf die Öffnung und auf den Sarg darin. Er brauchte eine Weile, um sich fangen zu können. »Darin hat… hat sie tatsächlich gelegen, Mister Sinclair?«

»Ja, das ist so gewesen.«

Er hielt zwei Kerzen, ich ebenfalls. Das Gesicht meines Gegenübers schimmerte schweißfeucht. Er zwinkerte und atmete schnaufend. »Ich… ich hätte nie gedacht, dass so etwas wahr werden könnte.« Er schüttelte den Kopf. »In einem Sarg hat sie geschlafen.«

»So ist es.«

»War sie denn ein Vampir?«

»Das nicht – obwohl«, ich dachte nach. »In gewisser Hinsicht hätte man sie schon als Vampir bezeichnen können, denn auch sie hat sich der Menschen auf schreckliche Art und Weise bemächtigt. Aber das ist jetzt vorbei. Ich wollte Ihnen nur die Verwüstung hier zeigen und Sie gleichzeitig bitten, die Nonnen beim Aufbau zu unterstützen, denn sie können nichts dafür, glauben Sie mir.«

»Ich werde es versuchen. Es ist eine Schande für die Kirche und auch für Gott.«

Da gab ich ihm Recht.

»Sie haben doch noch von den beiden Frauen gesprochen, die hier in der Kirche sein sollen.«

»Stimmt.«

Er drehte sich mit den Kerzen in den Händen um. »Wo… wo sind sie denn?«

»Kommen Sie mit.« Ich ging vor und hörte seine Schritte hinter mir. Sehr weit brauchte ich nicht zu gehen. Schon nach ein paar Schritten blieb ich stehen, senkte meine Arme und leuchtete auf die schwarzhaarige Larissa, die regungslos auf der Seite lag, den rechten Arm ausgestreckt und die Hand zur Faust geballt hatte.

»Das ist sie?«, keuchte Peters.

»Ja, eine von ihnen.«

Peters schüttelte den Kopf. »Es ist nicht zu fassen«, ächzte er. »Ich kann es einfach nicht begreifen. Diese… diese Person ist einfach noch zu jung.«

»Leider. Aber sie ist der Äbtissin in die Falle gegangen. Ich weiß

nicht, ob sie durch ihren Tod wieder normal geworden ist.«

Er schaute mich von der Seite her an. »Lässt sich das denn nicht feststellen?«

»Im Prinzip schon.«

»Wissen Sie, ich will Ihnen keine Vorschriften machen, Mister Sinclair.« Seine Stimme zuckte, die Worte drangen Intervallweise aus seiner Kehle, als wollten sie sich dem scharfen Spiel von Licht und Schatten angleichen. »Aber ich könnte schon einen Versuch starten.«

»Bitte.«

Er wechselte beide Kerzen in die linke Hand. »Ob sie auf Weihwasser reagieren wird?«

»Machen Sie den Versuch!«

»Gut.« Mit der freien Hand griff er in die Tasche. »Dieses Fläschchen trage ich immer bei mir.« Er hob die Hand und zeigte mir das kleine Gefäß. »Es ist so etwas wie mein persönlicher Talisman, und es müsste eigentlich klappen.« Mit den Zähnen zog er den Stöpsel hervor, bückte sich und ließ den Verschluss aus Kunststoff zu Boden fallen. Ich stand neben ihm, leuchtete nach unten, sodass wir die Gestalt der Nonne genau sehen konnten.

Sie trug keine Haube mehr, auch ihr Gesicht war nicht zu sehen.

Die Schatten des düsteren Kerzenlichts ließen ihren Körper aussehen, als würde er sich bewegen, ohne allerdings von der Stelle zu kommen. Ich wusste, was besser war und stieß den Körper so an, dass er sich auf den Rücken rollte.

Jetzt sahen wir ihr Gesicht.

Noch ein, junges Gesicht, ziemlich blass, mit einer dünnen Haut.

Der Mund war verzerrt, als hätte diese Person noch kurz zuvor eine wahnsinnige Wut überfallen.

»Irgendwo sieht sie schlimm aus, Mister Sinclair.«

»Stimmt.«

Peters schüttelte sich. »Ich spüre auch, dass etwas von ihr ausgeht, was bestimmt nicht normal ist. Da… da … hat sich ein böser Geist eingenistet, denke ich.«

»Versuchen Sie es mit dem Wasser.«

Peters nickte. Die kleine Flasche schwebte über dem Kopf der liegenden Nonne und entließ dann die ersten Wasserspritzer. Sie klatschten auf die Stirn und verteilten sich. Das war noch normal, nicht normal war das Zischen gewesen, das beim ersten Kontakt zwischen dem Weihwasser und der Haut aufgetreten war. Kaltes Wasser auf einer glühenden Herdplatte hätte nicht anders zischen können, aber hier war nichts erhitzt, hier trafen nur zwei Urkräfte aufeinander, nämlich das Gute und das Böse.

Reverend Peters hatte sich dermaßen erschreckt, dass er die Flasche heftig zurückzog. Er wollte etwas sagen, als die Nonne Larissa aus

ihrem »Schlaf« erwachte.

Ruckartig fuhr sie in die Höhe. Wir mussten uns zur Seite drehen, um nicht getroffen zu werden.

Dann schrie sie.

Es waren fürchterliche Schreie. Wie abgehackt klangen sie, weil sie zwischendurch Atem holte. Sie brüllte, sie schrie, sie jammerte, als wollte sie durch diese schrillen Laute die Mauern der kleinen Kapelle einreißen.

Dabei presste sie die Hände gegen das Gesicht, wo das Weihwasser wie Säure gewirkt und Wunden hinterlassen hatte. Die größte befand sich auf der Stirn der Nonne. Dort war das rohe Fleisch zu sehen, vermischt mit stockigem Blut. Auch an den Wangen hatte die Haut Risse oder Wunden bekommen. Reverend Peters war noch weiter zurückgewichen. Er schlug mehrere Kreuzzeichen hintereinander und flüsterte dabei Gebete, während ich mich um die Nonne kümmerte.

Sie war gegen mich gekippt und hielt sich an mir fest. Die beiden Kerzen hatte ich auf den Boden gestellt, sie behinderten mich nur.

Das warme Wachs hatte ihnen einen festen Stand verliehen. In ihrem Licht sah ich das Ausmaß der Verletzungen. Das Weihwasser hatte die junge Nonne gezeichnet, ihr gleichzeitig aber das Böse ausgetrieben. Nur würde sie bleibende Schäden davontragen, es sei denn, ein kompetenter Gesichtschirurg kümmerte sich um sie.

Als ich dann ihre Worte hörte, da wusste ich, dass sie tatsächlich von den unheimlichen Kräften befreit worden war, denn sie sagte:

»Es tut so weh, so schrecklich weh…«

Ich streichelte über ihr dunkles Haar. Sie drückte den Kopf zurück und hielt mir ihr Gesicht entgegen, in dem ich die schrecklichen Wunden sah. »Das geht vorbei, Larissa«, sagte ich. »Wir werden Sie zu einem Arzt bringen und…«

Sie weinte. Die Schmerzen mussten unheimlich stark sein, aber wir konnten sie nicht hier liegen lassen. Ich zog die junge Nonne hoch und nickte dem Geistlichen zu. »Bitte, Reverend, kümmern Sie sich um die Frau.«

»Ja – aber was soll ich denn tun?«

»Bringen Sie sie zurück in das Kloster. Es muss dort einen Sanitätsraum geben. Versuchen Sie, ihn zu finden und verbinden Sie Larissa provisorisch.«

Er tat, was ich verlangte, stützte die junge Nonne ab und ging mit ihr davon. Ich glaubte kaum, dass Larissa merkte, was hier mit ihr geschah. Ihre Beine jedenfalls bewegten sich automatisch.

Beide hatten die Kapelle noch nicht verlassen, als ich aus einer bestimmten Richtung ein drohendes Knurren hörte, als wäre ein Hund losgelassen worden.

Es war kein Hund, wie ich beim Herumdrehen erkannte, sondern die

zweite Nonne, die Monica hieß und aus ihrem tranceähnlichen Zustand erwacht war. Sie hatte sich bewaffnet. In der rechten Hand hielt sie einen eisernen Kerzenleuchter, mit dem sie mich niederschlagen wollte.

Auch Peters hatte sie gesehen. »Geben Sie Acht, Mr. Sinclair. Die will Sie umbringen.«

»Ich weiß.«

Sie kam geduckt näher, ging nicht sehr schnell, schob sich als zur rechten Seite hin gebeugter Schatten heran, und aus dem offenen Mund drang weiterhin dieses unmenschliche Knurren, als säße in ihrem Innern ein gefährlicher Dämon.

Den letzten Rest der Strecke sprang sie vor, und sie schlug dabei auch zu.

Ich hatte mich verschätzt, denn ich hatte damit gerechnet, dass mich der Schlag von oben her treffen sollte, um mir den Kopf zu zerschmettern. Im letzten Augenblick hatte sich die Nonne es anders überlegt und ihren halb gesenkten Arm gedreht, sodass ich in der Körpermitte erwischt worden wäre, knapp oberhalb der Rippen.

Ich sprang zurück, leider nicht weit genug. Das eine Ende streifte mich, und der Schmerz war bissig. Er ließ erkennen, mit welch einer Wucht diese Person zugeschlagen hatte.

Sie röhrte auf, kam mir nach, ich musste noch weiter zurück und geriet in die Nähe des Altars, hinter dem sich auch das Grab der Äbtissin befand.

Im letzten Augenblick fiel es mir ein. Einen Schritt später wäre ich genau hineingetreten und so ziemlich außer Gefecht gewesen. Ich setzte mit einem Sprung darüber hinweg, prallte zwar gegen eine Wand, das machte mir nichts, denn was mir nicht passierte, das geschah mit Schwester Monica.

Sie trat ins Leere – und fiel in das Grab!

Beide Arme riss sie hoch. Für einen Moment sah ich ihr Gesicht, das sich in wilder Panik verzerrt hatte, dann krachte sie in den Sarg, der ihr Gewicht zwar aushielt, am Boden jedoch splitterte. Sie war auch falsch aufgekommen, denn durch den rechten Fuß und hoch bis zum Knie zuckten die Schmerzen.

Dann kippte sie nach links und dachte an alles, nur nicht mehr an ihre Waffe. Heulend sank sie zusammen, wobei sie nicht sehen konnte, dass ich vorging und auf das Grab zuschritt. An seiner Schmalseite blieb ich stehen.

Diese Person steckte noch voller Hass, wobei sie selbst nicht die Schuld trug. Virginia hatte sie zu dem gemacht, was da in der Grube vor mir hockte und nun versuchte, aus dem Grab zu klettern. Es gelang ihr zunächst nicht, denn ihr rechter Fuß spielte nicht mit. Trotz ihres Zustands spürte sie die Schmerzen ebenso wie ein normaler und

nicht auf der Seite des Bösen stehender Mensch.

Ich ließ mir Zeit, als ich das Kreuz hervorholte, denn mit ihm wollte ich den Dämon aus ihr vertreiben. Das matte Silber schimmerte in meiner Handfläche. Die Nonne Monica hatte es noch nicht gesehen, ich wollte sie durch diesen Anblick überraschen, und das Kreuz würde diesen verdammten Dämon aus ihr heraustreiben.

Als sie beide Handflächen auf den Rand des Grabes gestemmt hatte, bückte ich mich der Öffnung entgegen. Sie musste wohl die Veränderung meines Schattenbildes gesehen haben und war gewarnt worden.

Monica hob den Kopf an.

Da sah sie das Kreuz!

Ein Zittern durchtobte ihre Gestalt. Sie blieb in dieser unnatürlichen, hochgestemmten Haltung, und für die Dauer von zwei, drei Sekunden schien ihr Gesicht regelrecht zu zerfließen, sodass ich in das bleiche Gerüst der Knochen schauen konnte.

Dann brüllte sie noch einmal schrecklich auf. Etwas glitt durch ihren Mund nach außen, ein dünner, schattenhafter Aal, ein Stück Hölle, das in ihr gesteckt hatte. Dann kippte sie endgültig zurück und krachte wieder in den Sarg.

Jammernd blieb sie liegen, sie weinte, und dieses Weinen war für mich eine natürlich Reaktion und ein Zeichen dafür, dass sie nicht mehr von einem Dämon besessen war.

Ich ließ das Kreuz wieder verschwinden und kletterte in das Grab hinein, um den Frauenkörper hervorzuholen.

Monica war zusammengebrochen. Aus eigener Kraft hätte sie das Grab nicht verlassen können, ich musste sie schon herauszerren.

Als ich sie ansprach, reagierte sie nicht. Sie war neben mir zusammengebrochen. »Können Sie gehen?«, fragte ich leise.

Die Nonne weinte nur.

Ich hob sie an, stützte sie ab, da bewegten sich ihre Beine, und so trat ich den Rückweg an. Der Reverend und Larissa hatten die Kapelle bereits verlassen. Beide traf ich im Kloster, wo sie in der Halle auf mich gewartet hatten. Larissa saß auf einem Stuhl, die Hände vor ihr verletztes Gesicht gepresst. Sie war nicht einmal fähig, eine Aussage zu machen. Peters stand hilflos und betreten schauend neben ihr. Er war froh, dass ich kam und sprach mich auch sofort an.

»Sie hat mir nicht sagen können, wo hier der Erste-Hilfe-Kasten oder irgendetwas Ähnliches aufbewahrt wird.«

»Das werden wir ändern.« Auch Monica drückte ich auf einen Stuhl. Sie hatte Schmerzen im Bein. Als ich auf sie einsprach, blickte sie mich an und verstand auch, was ich von ihr wollte. Ich fragte sie zweimal nach dem Bad und einer Sanitätsstelle, und sie erklärte mir schließlich den Weg. Dabei stellte ich fest, dass ich gar nicht mal weit

zu laufen brauchte.

»Sie warten bitte hier«, wies ich den Reverend an, der damit einverstanden war.

Den Sanitätsraum konnte man vom Bad aus betreten. Ich ließ die in Reihen nebeneinander stehenden Duschen rechts liegen und öffnete eine graue Tür. Ich machte Licht. Zwei Leuchtstoffröhren an der Decke strahlten den fensterlosen Raum bis in den letzten Winkel hin aus. Es war alles vorhanden, was ich für eine Erste Hilfe brauchte. Mit dem Koffer in der rechten Hand ging ich wieder zurück in die Halle, wo Larissa leise vor sich hin wimmerte.

»Wollen Sie oder…?«

»Kennen Sie sich denn aus, Reverend?«

Er hob bedauernd die Schultern. »Leider nein, Mister Sinclair. Ich bin da völlig fremd.«

»Okay, dann übernehme ich es.«

So behutsam wie möglich ging ich vor. Zum Glück war nicht alle Haut verbrannt, aber es reichte, um immer wieder die Schmerzen durch das Gesicht zu pumpen.

Ich desinfizierte die Wunden, verband sie auch locker und war dabei ins Schwitzen geraten. Aufatmend trat ich zurück. »So, jetzt möchte ich nur wissen, wo es hier in der Nähe einen Arzt gibt, den ich anrufen kann. Sie wohnen hier, Reverend. Können Sie mir da helfen?«

»Es gibt einen in Westbury.«

»Wunderbar. Kennen Sie die Telefonnummer?«

»Ja. Aber mitten in der Nacht…«

»Sorry, aber diese Ausrede lasse ich nicht gelten. Ein Arzt ist noch immer dazu da, um sich um Verletzte und Kranke zu kümmern. Dabei spielt es keine Rolle, ob er in Westbury oder in London lebt. Ich hoffe nur, dass er die Verletzungen gut behandelt.«

»Okay, Mister Sinclair, versuchen Sie es…«

***

Es war dann besser gelaufen, als ich angenommen hatte. Der Arzt war gekommen, er hatte sich der beiden verletzten Nonnen angenommen, sich auch über die Verwüstung der Klostermauern gewundert und von mir nur eine ausweichende Erklärung erhalten.

Damit hatte er sich dann zufrieden gegeben.

Überhaupt waren der Rest der Nacht und auch ein Teil des neuen Tages im für uns positiven Sinne verlaufen. Die anderen Schwestern waren normal erwacht, zwar mit Kopfschmerzen, aber sie hatten mir zuhören können, und mein Vortrag hatte sich dann über mehr als zwei Stunden hingezogen, immer wieder von Fragen unterbrochen, die ich nach bestem Wissen und Gewissen beantwortete. Ich hatte ihre Angst gesehen, den Schock, den sie noch im Nachhinein erlitten hatten, aber

ich hoffte dennoch, sie beruhigt zu haben und dass die Zukunft wieder etwas rosiger für sie aussah.

Tja, das war es dann gewesen, und ich hatte das Kloster ziemlich erschöpft verlassen. Als ich im Wagen saß, hatte mich die große Müdigkeit überfallen, den Weg zu Reverend Peters schaffte ich soeben noch. Als ich sein kleines Pfarrhaus betrat, schaute er mich nur skeptisch an. Er sah mein Gesicht, das ebenso grau aussehen musste wie der Himmel über dem Land. Er sah auch die schattigen Ringe unter den Augen und die müde Haut. Dafür hatte er nur einen Satz übrig.

»Sie brauchen ein Bett, Mister Sinclair!«

»Sehr richtig.«

»Und Sie werden es bei mir finden. Kommen Sie – und keine Widerrede.« Er stellte keine weiteren Fragen, sondern führte mich in eine kleine Gästekammer, in der auch ein altes Holzbett stand, bei dessen Anblick mir fast von allein die Augen zufielen und ich mich nur mehr mit Mühe dorthin schleppen konnte. Als ich saß, bekam ich nicht einmal mit, ob ich mir die Schuhe allein auszog oder mir der Geistliche dabei half. Alles war so anders geworden, die Umgebung schwamm weg, und ich kippte nach hinten.

Dann schlief ich.

Es war ein tiefer, traumloser und gleichzeitig auch erfrischender Schlaf, aus dem ich schließlich erwachte und mich wie neugeboren fühlte, wobei ich im ersten Augenblick nicht wusste, wo ich war. Ich setzte mich in das Bett und schaute mich um.

Durch das Fenster an der linken Seite fiel trübes Tageslicht. Es erwischte auch ein schlichtes Holzkreuz an der Wand, und da erst wusste ich Bescheid.

Ich trug noch immer meine Sachen, nur die Jacke hatte man mir ausgezogen. Das Oberbett hatte Schmutzflecken von meiner Hose bekommen, was mich etwas ärgerte. Als ich meine Schuhe angezogen hatte, verließ ich den kleinen Raum und hörte den Pfarrer telefonieren. Er stand in seinem Arbeitszimmer neben dem Schreibtisch und sprach mit einem Polizisten, der zwischendurch meinen Rover hergefahren hatte. Wenn das kein Service war.

Der Reverend sah mich, deckte die Sprechmuschel für einen Moment mit der Hand ab und erklärte mir, wo die Dusche lag, damit ich mich frisch machen konnte.

»Danke, die werde ich finden.«

Auch sie war in einem kleinen Raum untergebracht worden, aber der Platz reichte aus. Pfarrer Peters hatte auch für frische Handtücher gesorgt. Sie hingen über einem Schalter.

Ich ließ das Wasser über meinen Körper laufen und fühlte mich von Sekunde zu Sekunde wohler. All der Ärger wurde abgespült.

Trotz allem war dieser Fall noch einmal günstig abgelaufen, er hätte auch anders ausgehen können.

Nach dem Duschen reinigte ich die Kleidung so gut wie möglich und suchte den Pfarrer.

Ich fand ihn noch immer in seinem Arbeitszimmer. Diesmal hatte er auf mich gewartet. Er saß an einem kleinen Besuchertisch, hatte etwas zu essen hingestellt und kippte aus einer Kanne ein dampfendes Getränk in zwei Tassen, das aussah wie Kakao.

Rumgeruch wehte mir entgegen, und meine Nasenflügel weiteten sich.

»Gut, Mister Sinclair?«

Ich zog einen Stuhl näher an den Tisch. »Super.« Nach dem ersten Schluck lobte ich das Getränk noch einmal und griff dann zu einem Sandwich, das mit Putenfleisch belegt war. Es schmeckte mir ausgezeichnet. Ich vertilgte auch noch ein zweites, trank dazu den Kakao, während mich der Pfarrer beobachtete und nichts aß.

»Sie sind schon ein seltsamer Mensch, Mister Sinclair«, sagte er mit leiser Stimme.

»Das kann ich nicht bestreiten.«

Er schaute auf die blanke Tischplatte. »Soll ich Sie noch fragen, ob Sie auch ein normaler Polizist sind?«

»Nein, lassen Sie das lieber.«

»Ich dachte es mir.« Er suchte nach Worten, räusperte sich dabei.

»Wenn ich darüber nachdenke, was ich von Ihnen gesehen und mit Ihnen erlebt habe, muss ich davon ausgehen, dass Sie auf diesem Gebiet kein Neuling sind.«

»Kann man sagen.«

»Ich denke auch an Ihr Kreuz.« Sein Blick bekam etwas Schwärmerisches.

»So etwas habe ich noch nie gesehen. Es ist… ja, lachen Sie mich nicht aus. Für mich ist dieses Kreuz eine Gestalt gewordene Wunde. Liege ich da so falsch?«

»Nicht direkt.«

Er war über meine etwas knappe Antwort enttäuscht und fragte seufzend: »Sie wollen nicht darüber reden, denke ich.«

»So ist es. Lassen Sie es sich gesagt sein, ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, die Mächte des Bösen zu jagen, und das Kreuz ist mir dabei eine große Hilfe.«

Der Reverend nickte und sah nachdenklich aus; »Es wäre schön, wenn mehr Menschen so denken würden wie Sie.«

»Keine Sorge, das wird sich auch wieder ändern.«

Peters blieb skeptisch. »Haben Sie keine Furcht davor, dass das Böse die Oberhand in der Welt gewinnen könnte?«

»Nein, noch nicht.«

»Sind Sie besser informiert als ich?«
»Das denke ich schon.«
Reverend Peters bot mir noch eine dritte Tasse von seinem Spezial-Getränk an, doch ich lehnte ab. »Tut mir Leid, aber ich muss noch fahren.«
»Sie wollen jetzt weg?«
»Ja, London wartet. Ich habe einen Job zu erledigen.«
Er war enttäuscht. »Das ist ein Hammer! Dabei dachte ich, dass wir uns noch unterhalten könnten.«
»Nein, das glaube ich nicht. Aber wenn Sie mich telefonieren lie ßen, damit wäre mir dann doch geholfen.«
»Bitte.« Er deutete auf den Apparat.
Ein Blick auf die Uhr zeigte mir, dass ich meinen Freund Suko noch im Büro antreffen würde. Sicherlich warteten er und Sir James auf meinen Bericht, doch ich wollte nichts übers Knie brechen.
Draußen dämmerte es bereits. Um London zu erreichen, musste ich schon einige Meilen fahren, und ich würde mitten in der Nacht dort eintreffen.
Suko meldete sich, und seine Stimme klang ziemlich brummig. Ich konnte mir vorstellen, dass einige Stunden Bürodienst hinter ihm lagen. Als ich lachte, unterbrach er mich sofort.
»Ach, der verlorene Sohn meldet sich auch zurück. Hast du einen schönen Urlaub gehabt?«
»O ja, sehr.«
»Dann lass mal hören!«
Ich gab in knappen Worten einen Bericht. Suko würde ein Band mitlaufen lassen, um die Nachricht so an unseren Chef, Sir James, zu übermitteln. Mein Freund zeigte sich von meinen Aussagen ziemlich überrascht und wollte schließlich wissen, wann ich wieder in London eintraf.
»Ich denke, dass ich im Laufe der Nacht dort bin.«
»Okay, komm bei mir vorbei.«
»Mach ich. Bis dann, grüß die anderen.« Ich legte den Hörer wieder auf und erhob mich.
Auch der Pfarrer erhob sich von seinem Stuhl. »Den Weg brauche ich Ihnen nicht zu erklären?«
»Nein, das nicht.«
»Es wird für Sie eine einsame Fahrt werden, Mister Sinclair. Viel Wald, viel Feld, viel Leere und so weiter. Dazu noch die Dunkelheit und«, er hob seinen Finger. »Sie sollten den Nebel nicht unterschätzen, der plötzlich auftauchen kann. Gerade in Richtung Süden erscheinen die Nebelbänke wie aus dem Nichts. Da haben Sie das Gefühl, als wären Sie von Geistern überfallen worden.«
»Danke für die Warnung.«

»Bitte, ich habe zu danken. Überhaupt haben wir hier zu danken. Wenn Sie nicht gewesen wären, dann hätte so einiges noch schief laufen können.«

»Das will ich nicht ausschließen.«

»Darf ich Ihnen denn noch eine Thermoskanne mit frisch gekochtem Kaffee mitgeben?«

Ich lächelte. »Wenn Sie sich wirklich die Mühe machen wollen, ich habe nichts dagegen.«

»Dachte ich es mir.« Er klopfte mir auf die Schulter. »Die paar Minuten haben Sie sicher noch Zeit.«

»Sicher. Ach so, Sie finden mich draußen.«

»Gern.«

Ich bewegte mich auf die Kirche zu und blieb dort stehen. Auch dort hatte die Nonne gewütet. Der Eingang war durch ihre mächtige Lichtwaffe brutal zerstört worden. Es gab keine Tür mehr, die magische Kraft hatte sie kurzerhand verbrannt. Ich merkte, wie sich mein Magen zusammenzog, als ich daran dachte. Es war einfach nicht zu fassen, noch im Nachhinein wollte mir nicht in den Kopf, welch grauenvolles Ereignis sich hier abgespielt hatte.

Im Gegensatz zum gestrigen Tag waren die Temperaturen wieder leicht gestiegen. Der Wind, der mir ins Gesicht blies, kam mir warm vor, beinahe schon frühlingshaft, und das im Januar, wo das Wetter wieder einmal Kapriolen schlug. Ich konnte es nicht fassen.

Im Innern der Kirche fand ich ebenfalls das Chaos vor. Eine Bankreihe war völlig zerstört und anschließend verbrannt worden. Asche und Trümmer bildeten ein dunkles Gemenge, über dem der kalte Rauch noch wie eine bissige Fahne lag.

Ich hatte Reverend Peters in den letzten beiden Tagen einigermaßen kennen gelernt und wusste, dass er ein Mann war, der sich nicht leicht einschüchtern ließ. Er würde alles in seiner Macht stehende tun, um die Kirche wieder aufzubauen, und wie ich ihn kannte, würde das gar nicht mal lange mehr dauern.

Als ich wieder in die klare Luft hinaustrat, atmete ich einige Male tief durch. Meine Augen brannten noch leicht durch den Rauch, und ich schmeckte das Zeug im Mund.

Der Pfarrer erschien in der Tür seines kleinen Hauses. In der rechten Hand hielt er einen glänzenden Gegenstand, eine schlanke Isolierkanne. »Er ist superfrisch, Mister Sinclair, und er wird sich einige Stunden halten.«

Am Rover trafen wir beide zusammen. Ich nahm Peters die Kanne ab und stellte sie auf das Dach. »Tja, Reverend, ich habe mir mal Ihre Kirche angeschaut.«

»Und?«

»Gut sieht sie nicht aus.«

»Das stimmt.«

»Aber Sie werden es schaffen. Davon bin ich überzeugt. Sie sind genau der Mann, der sich nicht unterkriegen lässt. Sollte mich der Weg mal in die Nähe hier führen, werde ich es auf keinen Fall versäumen und nachschauen, was sich hier verändert hat.«

»Versprochen, Mister Sinclair?«

»Aber sicher.« Über das Autodach hinweg schaute ich ihn an. Der Pfarrer konnte wieder lachen, das fand ich gut so. Dann kam er zu mir, um mir die Hand zu reichen.

Ich griff zu. »Danke noch mal, Mister Sinclair. Danke für alles.« Er lächelte, bevor er den Blick von mir abwandte und ihn auf seine Kirche richtete. »Ich werde sie wieder aufbauen, denn ich denke, dass sie es verdient hat.«

»Und ob.«

Als ich die Wagentür aufgeschlossen hatte, um einzusteigen, bewegte sich der Reverend. Plötzlich tauchte etwas Glänzendes vor meinem Gesicht auf. Ich erschrak, bis ich die Thermoskanne erkannte, die mir der Pfarrer hinhielt. »Die hätten Sie beinahe vergessen.«

»Ho, vielen Dank, der Muntermacher hätte mir auch in der Nacht gefehlt.«

Noch einmal schlug er gegen meine Hand, dann drückte er die Tür und trat einige Schritte zurück, als ich den Motor anließ. Sehr langsam ließ ich den Rover anrollen.

Ich schaute in den Spiegel.

Der Geistliche winkte mir zu. Eine einsame Gestalt im dichter werdenden Dunkel der Dämmerung.

Mochte dieser Fall, der praktisch mit dem Absturz eines Jets begonnen hatte, noch so schlimm gewesen sein, etwas Positives hatte er für mich doch gehabt.

Ich hatte wieder Menschen kennen gelernt, auf die ich mich verlassen konnte. Mochte es nun der Reverend gewesen sein oder die Aldrins, die sich auch so tapfer verhalten hatten.

Und natürlich Anina, der Mensch-Engel.

Irgendwo vermisste ich sie schon, doch darüber wollte ich jetzt nicht nachdenken. Vor mir lag eine lange Strecke. Der Weg würde mich durch die Nacht und auch durch einsames Gelände führen, aber mit der Hoffnung, wieder nach Hause zu kommen, war das kein Problem.

So dachte ich.

Aber auch ein John kann sich irren…

***

Aus der Tiefe stieg der Schrecken!

Es war ein lautloses Etwas, auf vier helle Lichtinseln verteilt, die sich auf der Wasserfläche abmalten und den beiden jungen Leuten

plötzlich so durchsichtig vorkamen.

Sie standen in der relativen Dichte des Waldes, ohne dass von ihm ein Schutz ausging. Beide fühlten sich mehr wie in einem Zuschauerraum, um als Besucher auf die Bühne zu schauen, wo ein makabres Drama allmählich seinen Höhepunkt erreichte.

Über ihre Rücken rannen keine Schauer mehr. Die letzten – oder waren es die ersten – verflogen nicht mehr, denn sie hatten sich regelrecht festgefressen.

Auf den Gesichtern zeichnete sich die Gänsehaut ebenfalls ab, und ihre Köpfe selbst glichen Steingebilden, die sich nicht um einen Zoll bewegten.

Im Teich gluckerte es.

Das Geräusch war an verschiedenen Stellen aufgeklungen, immer dort, wo sich auch die schillernden Lichtinseln befanden, aber noch war nichts an die Oberfläche getreten. Der See hielt seinen Schrecken verborgen, er gab ihn nur langsam frei.

Wellen bildeten sich, sie klatschten zusammen, sie hinterließen auf den Kämmen Schaumkronen, was als Zeichen dafür gewertet werden konnte, dass das Unheil immer höher kroch. In den Lichtflecken auf der Oberfläche bewegte sich etwas. Auch wenn sie noch so sehr die Hälse gereckt hätten, sie hätten nichts von dem erkannt, was da hochstieg.

Wieder hörten sie das Plätschern. Ein Geräusch, das normalerweise beruhigte, ihnen aber flößte es Angst ein, und sie vernahmen auch wieder das schreckliche Ächzen über dem Wasser, als hätten sich dort Totengeister versammelt, die keine Ruhe mehr bekamen.

Dinah Ascott fand als Erste die Sprache wieder. »Was… was ist das?«, konnte sie nur keuchen.

Ihr Freund gab keine Antwort. Sein Hals war wie zugeschnürt und gleichzeitig vereist. Er glaubte dem See nicht mehr, er glaubte der Natur nicht mehr, denn was sich ihm da bot, das widersprach allen Gesetzen, dieses Totenstöhnen, das leise Plätschern der Wellen, obwohl kein Wind herrschte und auch kein Boot über den See fuhr.

Das alles konnte nicht stimmen, und doch war es eine Tatsache. Was er bisher nur aus Gruselfilmen kannte, erlebten er und seine Freundin nun am eigenen Leibe. Da kam etwas hoch, das lange in der Tiefe gewartet hatte.

»Sag doch….«

»Weiß nicht«, stotterte er. »Ich weiß es nicht…«

»Monster?«

Herbie Santer hatte das eine Wort sehr gut verstanden, allein, er gab keine Antwort. Dinah konnte schon Recht haben, nur durfte es nicht so sein, denn im richtigen Leben gab es keine Monster, das war alles nur Mache.

Die Angst ließ ihn frieren und zugleich zittern. Der Boden am Ufer war nicht mehr weich, er hatte sich in eine harte Fläche verwandelt, auf der beide festklebten. Auch wenn sie sich noch so zusammengerissen hätten, sie hätten es nicht geschafft, wegzukommen, denn dieses Grauen hatte wie ein wuchtiger Hammerschlag ihre Welt erwischt.

Für beide wurden die Kulisse des Waldes und der größte Teil des Sees noch düsterer. Nur an vier einsamen Stellen im Gewässer schimmerte dieses ungewöhnliche Licht durch, und es ließ auch die langgestreckten Schatten erkennen, die wie schwarze Nebelstreifen aus der Tiefe allmählich so hoch geglitten waren, dass sie sich dicht unter der Oberfläche aufhielten und sie jeden Moment durchbrechen konnten.

Was auch geschah.

Wieder hörten sie das Plätschern, diesmal jedoch lauter. Da entstanden Wellen, und wenige Augenblicke später nur sahen sie, dass etwas auf der Oberfläche des Teichs tanzte.

Mit ruhigen, schaukelnden Bewegungen glitt es auf und nieder. Es war dunkler als das Wasser an dieser Stelle und deshalb relativ gut zu erkennen.

Beide starrten hin, obwohl ihnen die Augen bereits von diesem unnatürlichen Blickwinkel schmerzten.

Wieder war es das Mädchen, das sich zuerst meldete. Ihre Worte quetschte sie durch die Lippen, und Herbie hatte Mühe, dass er sie überhaupt verstand.

»Köpfe… das sind Köpfe … Herbie, das sind …« Jetzt versagte ihr die Stimme. Dinah hob den rechten Arm, und sie presste ihren Handballen gegen die Lippen. Die Entdeckung hatte sie geschockt, sie litt zitternd unter diesem furchtbaren Anblick, aber sie hatte nicht gelogen, denn auch ihr Freund sah, dass auf der Wasserfläche tatsächlich vier große Köpfe schwammen.

Sie lagen so, dass die Gesichter nach oben zeigten. Im Profil waren Nasen und Teile der Kinne zu erkennen, denn oftmals schwappten die Wellen über Kinn und Lippen hinweg, als wollten sie die Gesichter von irgendwelchen Dingen reinspülen.

»Mir ist kalt!«, sagte Dinah.

Herbie konnte nur nicken. Er hatte den Kopf nicht einfach so dahinbewegt, denn er spürte die Kälte ebenfalls. Nur glaubte er nicht, dass sie witterungsbedingt war, denn diese hier war einfach anders.

Sie war so trocken, sie wehte vom Teich her an und drang zugleich aus dem Boden in die Füße und Beine, wobei sie immer höher stieg, als wollte sie die beiden Zuschauer vereisen.

Sie atmeten beide keuchend aus, der Atem kondensierte vor ihren Lippen zu hellen Dampfwolken. Ihre Herzen schlugen schneller und

härter, und sie klammerte sich noch enger aneinander.

Um sie herum gab es kein normales Licht. Der Wald war eine Insel der Finsternis, er schwieg, er gab auf ihre Fragen, die durch die Köpfe schossen, keine Antworten. Er stand auf der Seite des Teichs und natürlich auf der der Köpfe.

Vier von ihnen schwammen auf der Oberfläche. Sie waren wahrscheinlich vom Grund her in die Höhe gestiegen. Die dabei entstehenden Wellen hatten sich wieder beruhigt.

Aber die Köpfe blieben.

Sie lagen auf dem Wasser wie Korken. Sie sanken nicht ein. Sie kamen ihnen größer vor als normale Schädel, als wären sie wie Ballons aufgeblasen worden. Sie hätten längst wieder untertauchen müssen, aber sie blieben auf ihren Plätzen, und der hellere, noch immer silbrig und türkis schimmernde Schein begann direkt unter ihnen und stemmte seine Bahnen durch das Wasser bis hin zum schlammigen, finsteren Grund.

»Köpfe«, sagte das Mädchen. »Ich sehe die Köpfe, aber«, sie musste noch einmal Luft holen. »Wo befinden sich die Körper? Wo sind sie? Wo haben sie sich versteckt?«

Herbie Santer hob die Schultern.

»Sag doch was – bitte!«

»Ich weiß es nicht. Ich… ich habe keine Ahnung, verdammt noch mal! Dann sind sie eben ohne Körper.«

»Das kann doch nicht wahr sein.«

»Doch, verdammt, muss ja. Oder hast du was gesehen? Sag es, Dinah! Siehst du Beine, siehst du Arme und…?«

»Nein, nichts. Nur Köpfe.«

Sie schwiegen wieder, aber nicht, weil sie sich nichts zu sagen gehabt hätten, sondern weil sich die Szene auf der Oberfläche des Teichs allmählich veränderte.

Es hing keinesfalls mit dem Wasser zusammen, sondern lag einzig und allein an den Köpfen, die bisher so flach und beinahe schon harmlos dagelegen hatten, aber in diesem Moment einen Antrieb bekamen, der sie in Bewegung setzte.

Zuerst schwankten und zitterten sie nur. Das ging vorbei, es war wie ein Kraftholen bei einem Läufer während der Startvorbereitungen. Unter dem Kinn bewegten sie sich. Sie zuckten vor und zurück, dann gerieten sie in Bewegung.

Was anschließend geschah, ließ die beiden Zuschauer nur staunen, denn die Köpfe verließen ihre ursprünglichen Lichtquellen und bewegten sich über den Teich.

Zunächst sah es so aus, als wollten sie sich unter Wasser drücken, um zu verschwinden. Das Wasser spülte zwar über sie hinweg, doch sie kamen immer wieder hoch, und nach jedem Auftauchen gelang es

ihnen, sich schneller zu bewegen.

Sie schwammen an verschiedenen Stellen, sie hatten Wellen produziert und nutzten deren Schwung aus, um sich weitertragen zu lassen, und zwar quer über den Teich hinweg, wobei es so aussah, als würden sie im nächsten Moment zusammenprallen und zerbrechen.

Das geschah nicht.

Die Köpfe zogen in aller Ruhe ihre Bahnen. Es waren vier, und deshalb gelang es ihnen auch immer wieder, bestimmte Formationen und Figuren zu bilden.

Mal tanzte ein Rechteck auf dem Wasser, mal wurde daraus ein Quadrat, wobei man sich die einzelnen Verbindungslinien denken musste.

Es war kein lautloser Tanz, denn durch ihre Bewegungen entstanden genügend Wellen, die aufeinander zuliefen, zusammenprallten und klatschende Geräusche erzeugten, die auch an die Ohren der am Ufer stehenden jungen Leute drangen.

Dinah und Herbie waren nicht in der Lage, diesen Vorgang überhaupt zu erfassen. Sie nahmen ihn hin, sie konnten ihn nicht stoppen, und sie trauten sich auch nicht, bis an den Rand des Sees heranzutreten, um den einen oder anderen Kopf zu erwischen.

Es wäre auch nicht nötig gewesen, denn die vier Köpfe reagierten von allein so.

Innerhalb kürzester Zeit gelang es ihnen, ihre geometrischen Formationen wieder aufzulösen. Sie glitten von verschiedenen Seiten aufeinander zu und waren erst zufrieden, als es ihnen gelang, eine Linie zu bilden. Es war eine Gerade, und in dieser Reihe wippten sie auch weiterhin auf den Wellen.

So blieben sie.

Das Mädchen atmete tief ein. Der erste Schreck war vorbei. Nicht dass es sich an den Anblick gewöhnt hätte, er war nach wie vor schlimm genug, aber die Ruhelage der Köpfe sorgte auch bei Dinah für eine gewisse Beruhigung.

»Was ist denn jetzt schon wieder los?«

Herbie gab keine Antwort. Er ließ seine Arme sinken und blieb neben dem Mädchen stehen. Dinah merkte, dass er sich bewegte. Sie schaute zu, wie er seine Hand in der Jackentasche verschwinden ließ. Sie wusste nur, dass er dort seine Taschenlampe hineingesteckt hatte, die er auch hervorzog.

»Was willst du denn damit?«, keuchte sie überflüssigerweise.

»Rate mal.«

»Du… du willst doch nicht …«

»Genau das möchte ich. Ich werde sie jetzt anleuchten, wenn sie… wenn sie näher kommen.«

»Und dann?«

»Sehen wir weiter.«

Dinah begriff nichts und hatte auch Angst davor, dass er diese Schädel unnötig reizen konnte, denn wer sagte ihr, dass die Köpfe nicht mehr lebten?

Der Verstand schon, nicht aber ihr Gefühl. Das ging davon aus, dass sie noch am Leben waren, und die kalten Schauer jagten der Reihe nach über ihren Rücken hinweg.

Herbie Santer ging einen Schritt nach links und damit weg von seiner Freundin. Er blieb dort stehen und stemmte seine Hacken in den Boden, denn er hatte selbst den Eindruck, eine gewisse Standfestigkeit in den nächsten Minuten brauchen zu müssen.

Alles in Dinahs Umgebung schrie danach, zu verschwinden. Es war das eigene Unterbewusstsein, das sie vor diesem Ort am Ufer warnte, doch sie hörte nicht darauf. Sie konnte die Barriere nicht überwinden, außerdem stand ihr Freund noch da.

Dinah wusste nicht, was sie beobachten sollte. Ihn oder die vier Köpfe auf dem Teich.

Die Linie war noch da. Sie konzentrierte sich auf die Schädel und stellte beim ersten Hinschauen fest, dass sie unterschiedlich groß waren. Wellen rollten heran und bewegten sie nur schwach.

Dann aber glitten sie vor.

Es begann alles mit einer gleichzeitigen Drehung der Schädel. Zur rechten Seite hin bogen sie sich, und das war genau die Seite des Ufers, an der die beiden Beobachter standen und sich wie festgewachsen fühlten. Zum ersten Mal sahen sie die Gesichter, und sie erkannten diese trotz der widrigen Lichtverhältnisse, denn innerhalb der Schädel schien sich das Licht aus dem Wasser ebenfalls manifestiert zu haben. Die Haut leuchtete schwach grün.

Sie kamen voran.

Langsam zwar, aber immer, und sie näherten sich in diesem Tempo dem Ufer.

Nicht einmal die Linie riss. Zwischen jedem einzelnen Kopf befand sich eine Distanz von gut vier bis fünf Schritten, und die Schädel erweckten immer mehr den Anschein, als würden sie an einer Kette festhängen, die von einer unsichtbaren Hand zum Ufer gezerrt wurde.

»Das ist doch nicht wahr!«, flüsterte das Mädchen. »Herbie, die haben… die haben uns gesehen.«

»Sie sind tot!«, sagte er knirschend.

Dinah konnte nicht anders, sie musste einfach lachen. »Das sagst du so, verdammt!« Sie schüttelte sich. »Ich glaube es einfach nicht. Ich glaube nicht, dass sie tot sind, hörst du? Ich will und kann es nicht glauben.«

»Sei ruhig!«

»Wir sollten gehen!«

Herbie Santer schüttelte den Kopf. Er stand geduckt da, den Oberkörper nach vorn geschoben. So machte er den Eindruck eines Menschen, der finster entschlossen war, etwas zu unternehmen, was auch seiner Freundin auffiel, denn sie fragte: »Verdammt, was willst du tun?«

»Ich will was herausfinden!«

»Was es auch sein mag, lass es lieber!«

»Jetzt nicht mehr«, sagte er entschlossen und schwenkte seinen rechten Arm, um mit dem noch dunklen Auge der Lampe gegen den Schädel zu zielen. Ihn wollte er als Ersten erwischen und sich dann der Reihe nach die drei anderen vornehmen.

Von Dinah aus gesehen stand er links. Als ein hartes Lächeln seine Lippen umzuckte, da wusste sie, dass es so weit war. Sie schrak zusammen, als der helle, ihr grelle vorkommende Strahl die Finsternis zerschnitt und seinen Lichtkreis haargenau auf das Ziel malte, den Kopf!

Ich werde schreien! Ich muss schreien! Ich kann nicht anders! Dinah hatte es sich fest vorgenommen. Ihr Mund stand bereits offen, aber kein Schrei verließ die Kehle. Stattdessen starrte sie den Kopf an, den keine schützende Dunkelheit mehr umgab. Das Licht zeigte ihn schon grausam deutlich.

Von einer Haut konnte sie nicht sprechen. Was da die Knochen bedeckte, war ein graues, verwittertes, rindenähnliches Etwas, das gleichzeitig aufgedunsen war, als wollte dieser Kopf jeden Augenblick platzen. Auf ihm wuchsen noch graue Haare. Sie waren von der Flüssigkeit erfasst und in die Höhe geschwemmt worden. Eine leicht gekrümmte Nase stand hervor wie ein gebogener Balken. Der Mund war kaum zu erkennen, das Kinn fiel nach unten hin flach ab.

Das alles nahm Dinah wie nebenbei wahr, denn von nun an konzentrierte sie sich einzig und allein auf die Augen, denn sie zogen das Mädchen in ihren Bann.

Es waren seltsame und ungewöhnliche Augen. Dinah konnte nicht einmal sagen, ob es sich dabei um die Augen einer toten oder einer lebenden Person handelte. Zudem glänzten sie ungewöhnlich, was Dinah sich zunächst nicht erklären konnte. Sie war gezwungen, noch genauer hinzuschauen und stellte fest, dass dieser Glanz eigentlich vom Wasser herrührte, das in den Augenhöhlen schwamm und auch über den Pupillen schimmerte. Zudem blitzten die Tropfen im Schein des Lichts, und dem Mädchen kam es vor, als wollten ihr die Augen zublinzeln.

Sie stand regungslos, denn der Schock hatte sie starr werden lassen. Auch ihr Freund bewegte sich nicht, der Anblick musste ihn ebenfalls entsetzt haben. Bis er sich schließlich gefangen hatte und den Strahl wandern ließ.

Er traf das zweite, das dritte und auch das vierte Gesicht, und alle sahen sie irgendwo gleich aus. Da gab es kaum Veränderungen, was die Äußerlichkeiten anging. Die Haut, die Augen, leer und doch lebendig, dabei insgesamt unerklärlich.

Herbie Santer hatte genug gesehen. Mit einer zuckenden Bewegung holte er die Lampe wieder zu sich heran. Der Strahl wischte noch einmal über den Boden, dann standen beide wieder in der Finsternis, denn Herbie hatte die Lampe ausgeschaltet.

Ihnen kam es vor, als wären sie aus einem Albtraum erwacht. Erst jetzt hörten sie sich atmen. Auf ihrem Rücken klebte die Gänsehaut.

Sie war wie ein verfluchter Vorbote der Angst, die wie Säure wirkte und sich immer tiefer fraß. Beiden sträubten sich die Haare, beide zitterten, und als sich Dinah drehte, musste sie sich einfach an Herbie festklammern. Sie brauchte jetzt einen Halt, sie brauchte vor allen Dingen jemand, der real war, denn die vier Köpfe kamen ihr trotz ihrer Realität so wirklichkeitsfremd vor.

»Halte mich fest«, flüsterte sie, »halte mich, um Himmels willen, fest, sonst drehe ich noch durch…«

»Keine Sorge, das…«

»Doch, du musst mich halten.«

Herbie tat es, obwohl er selbst auch gern Trost empfangen hätte und auch benötigte. Er kam sich vor, als hätte man ihn und seine Freundin einfach in eine fürchterliche Welt hineingestellt. Herausgerissen aus ihrem Alltagsleben und woanders aufgebaut. Eigentlich furchtbar, aber es war leider kein Traum; und sie beide mussten mit den schrecklichen Dingen fertig werden.

War ihr Leben bedroht?

Intensiv dachte das Mädchen darüber nach. Noch waren sie nicht angegriffen worden, aber diese andere Bedrohung, dieses abwartende Lauern konnte sich sehr schnell ändern, und dann waren die verfluchten Schädel plötzlich bei ihnen.

Harte Windböen, die über den Teich fuhren, das Wasser zu Wellen hochwirbelten, die auf das Ufer zurollten, die Schädel erfassten, sie gegen das Trockene schleuderten. Wenn das geschah, waren sie plötzlich bei ihnen, dann konnten sie…

Herbies Stimme unterbrach ihre Gedanken. »Du hast sie doch auch gesehen, die Augen, meine ich…«

»Ja, das habe ich.«

»Fiel dir etwas auf?«

»Keine Ahnung. Was… was meinst du?«

»Ich habe sie gesehen. Ich schaute in die hinein, und ich hatte das Gefühl, als würden sie leben. Ja, verdammt, richtig leben. Einfach so, wenn du verstehst.«

Dinah schwieg. Etwas drückte ihre Kehle zu. Wahrscheinlich war es

die Furcht vor der Wahrheit. Lebende Köpfe, wo gab es denn so etwas? Das durfte doch einfach nicht wahr sein, aber was in dieser düsteren Nacht entsprach schon den Tatsachen und was nicht? Hier war einiges auf den Kopf gestellt worden, da passte nichts mehr zusammen, alles lief in eine verkehrte Richtung, und sie spürte, dass sie etwas tun mussten. Sie konnten einfach nicht hier am Ufer stehen bleiben und darauf warten, dass etwas passierte, dann war es wahrscheinlich zu spät.

Herbie hatte sich einigermaßen gefangen. Er sprach leise zu seiner Freundin. »Wir werden jetzt verschwinden, Dinah, wir gehen einfach weg. Wir tun so, als wäre nichts geschehen. Wir drehen uns um und hauen ab. Ist das okay für dich?«

»Ja, es ist okay.«

»Gut.« Herbie schluckte den würgenden Kloß herunter und schob seine Freundin zur Seite. Dann bückte er sich, wobei er sehr vorsichtig seinen Arm ausstreckte und die weichen Träger der Tasche fasste. Er hob sie an und sie kam ihm so verflucht schwer vor, was auch Einbildung sein konnte.

»Wir gehen!«

Er hatte es nicht zu sagen brauchen, denn Dinah war bereits zur Seite gegangen. Sie hielt dabei krampfhaft den Kopf vom Ufer weggedreht, auf keinen Fall wollte sie den Schrecken bewusst wahrnehmen. Sie hatte ihn sich lange genug anschauen können, das war nun vorbei. Sie musste verschwinden, den Wald so schnell wie möglich hinter sich lassen, in den Wagen einsteigen, starten und…

Ihre Gedanken wirbelten durch den Kopf. Sie wiederholten sich immer wieder, und sie merkte kaum, dass Herbie sie mit seiner freien Hand festhielt und durch den Wald zerrte, denn ihn trieb die gleiche Eile an wie auch sie.

Sie kümmerten sich nicht um die Hindernisse. Sie nahmen auch nicht den normalen Weg, den sie kannten, diesmal kürzten sie ab und schlugen sich quer durch das Gelände. Hoch über ihnen lag der Nachthimmel als düstere Decke. Noch immer zeigte sich kein Stern, auch der Mond hielt sich versteckt. Darüber waren beide irgendwie froh, denn Mondlicht hätte die Szenerie noch unheimlicher und geisterhafter gestaltet.

Im Wald lag eine beklemmende Stille. Keine Tiere huschten ihnen entgegen, die Ruhe war wie eine gewaltige Last, die auf sie niederdrückte. Eigentlich hatten sie ihn immer schnell durchquert, doch heute kam ihnen der Weg trotz einer Abkürzung länger vor als normal. Sie lauschten dem Echo der Tritte nach, sie hörten ihren eigenen, keuchenden Atem, sie sahen die Nebelwolken vor ihren Lippen, aber sie sahen auch den echten Nebel oder den feinen Dunst, der sich plötzlich wie eine dünne Wand vor ihnen aufbaute.

Es war nichts Besonderes, das kannten sie, denn in diesem Waldstück tauchten des Öfteren die Nebelinseln auf, um ihre kalten Finger auszustrecken.

Zusammen mit der Dunkelheit sorgte er schon für eine gewisse Orientierungslosigkeit, was ihnen jedoch nichts ausmachte, sie kannten die Strecke und liefen weiter.

Beide rutschten, fingen sie wieder, hielten sich an den Händen fest und gaben sich gegenseitig Halt. Auch ließen sie sich vom manchmal dichten Unterholz nicht aufhalten. Sie durchbrachen es kurzerhand und traten zusammen, was zusammengetreten werden konnte. Dorniges Gestrüpp griff nach ihrer Kleidung, sie zerrten sich los und erreichten einen Waldweg.

Sie hatten es geschafft, sie hatten den Schrecken hinter sich gelassen. Sie sahen ihn nicht mehr, aber sie konnten ihn auch nicht vergessen, das stand fest. Herbie hielt seine Freundin noch immer fest.

Er hatte die Rolle des Beschützers übernommen, er trieb sie auch weiter, und das Mädchen stolperte hinter ihm her und auf den grauen Schatten zu, der unbeweglich auf dem Weg auf sie gewartet hatte.

Herbie ließ seine Tasche fallen. Er beugte sich nach vorn. Keuchend fiel er über die Motorhaube und blieb in dieser Haltung zunächst einmal liegen.

Dinah stand neben ihm. Auch sie rang nach Atem. Sie wusste nicht, was sie sagen sollte. In ihrem Kopf steckten zu viele Gedanken, sie konnte diese nicht in die Reihe bringen und genau sortieren.

Zu viel schoss ihr durch den Schädel.

»Alles klar?«

Herbie stemmte sich hoch. Er nickte dabei.

»Wir haben es geschafft!«

»Ich weiß, Dinah.«

Diesmal war sie es, die ihm half. Dinah schob ihre Hände unter Herbies Achsel höhlen und zerrte ihn hoch. Zwar konnte auch sie fahren, er aber kam mit dem Wagen besser zurecht, besonders auf diesen unebenen Waldwegen.

»Hast du den Schlüssel?«

Herbies Hand fuhr in die linke Tasche des gefütterten Anoraks. Er fand ihn nicht sofort, wurde nervös. Unter dem Handschuh hatte sich der Wagenschlüssel versteckt, und er hätte am liebsten aufgejubelt, als er ihn zwischen den Fingern hielt.

Herbie bewegte sich hastig auf die Fahrertür zu. Er wollte sie so rasch wie möglich aufschließen. Seine Hand zitterte dabei, er schaffte es erst beim zweiten Anlauf, und als er die Tür aufzog, da schaltete sich auch die Innenbeleuchtung ein. Dieses Licht kam dem Mädchen vor wie ein Gruß aus dem Paradies. Über Dinahs Lippen flog ein Lachen, und sie trommelte mit den flachen Händen auf das

Wagendach, während ihr Freund schon eingestiegen war und von innen her auch die Beifahrertür entriegelte. »Steig ein.«

»Ist schon okay, Herbie. Das vorhin, das musste sein. Ich konnte es einfach nicht unterdrücken.«

»Klar doch.«

Dinah zerrte die Tür zu. Sie schnallte sich an, ohne es richtig zu merken. Ihr Geist befand sich noch in einer anderen Sphäre, denn er beschäftigte sich bereits mit der Erinnerung an den erlebten Schrecken. Es gelang ihr nicht, dies zu stoppen. Immer wieder tauchten die schrecklichen Bilder der Köpfe vor ihrem geistigen Auge auf, und überdeutlich sah sie das Schimmern der Augen, wobei sie noch immer nicht genau wusste, ob diese auch tot waren.

Herbie startete. Er lachte dabei, denn auch er brauchte ein Ventil, durch das seine Angst strömen konnte. Noch waren sie nicht weg, und auch die Umgebung gefiel ihm nicht, denn die weichen Schleier des Nebels hielten ihn umfangen. Selbst im Wagen kamen sie sich vor wie Gefangene.

»Fahr doch!«

»Ja, wir kommen weg!« Er fluchte noch, denn der Motor zeigte sich mal wieder störrisch, der Renault war eben eine alte Kiste, die bei einer gewissen Witterung immer ihre Startprobleme hatte. Er lauschte dem Orgeln des Anlassers und war erst beruhigt, als der Motor ansprang.

Auch seine Freundin stöhnte erleichtert auf. In den letzten Sekunden hatte sie mehr den Eindruck gehabt, in einem Sarg auf vier Rädern zu hocken.

Zudem wurde sie von unerklärlichen Gefühlen gepeinigt. Sie konnte sich vorstellen, dass die Gefahr noch nicht vorbei war, obwohl sie ja eigentlich nicht in einer direkten Gefahr gesteckt hatten, sondern es mehr eine Bedrohung gewesen war.

Nein, wohl konnte sie sich trotzdem nicht fühlen. Das hier war etwas völlig anderes, eine verfluchte Ausnahmesituation, und noch immer lag der Schauer der Angst wie ein kalter Reif auf ihrem Körper.

Der Wagen startete mit einem leichten Bocksprung. In der Aufregung konnte auch Herbie nicht mehr richtig fahren, er war nervös geworden, wischte des Öfteren über sein Gesicht, während er mit einer Hand das Lenkrad hielt und dabei versuchte, seinen Renault in der Bahn zu halten, was gar nicht einfach war.

Der Dunst blieb.

Ausgerechnet am Waldrand und relativ nahe der normalen Straße hielt er sich. Beide hätten ihn sich gern weggewünscht, tiefer in den Wald hinein, so aber fuhren sie durch den feuchten Nebel, der das Licht der beiden Scheinwerfer wie ein Schwamm das Wasser aufzusaugen schien. Sie konnten nicht schnell fahren, dazu war der

Weg einfach zu uneben. Immer wieder schaukelte das Fahrzeug durch Querrillen und in Bodenmulden hinein, wobei sich die beiden Insassen wie Puppen bewegten, die in die Höhe geschleudert und anschließend wieder in die Sitze zurückgedrückt wurden.

Der Weg war kurvenreich und eng. Äste und Zweige kratzten über das Autodach.

Die beiden sprachen nicht miteinander. Herbie musste sich auf das Fahren konzentrieren, und seine Freundin hing den Gedanken nach, die sich noch immer um die Vorgänge am Teich drehten. Die Köpfe wollten ihr einfach nicht aus dem Sinn.

Der Nebel blieb, aber er lag nie gleichmäßig dicht über dem Weg.

Es gab Stellen, wo er aufgelockert war. Da fand das Licht dann seine Bahn und erwischte die geisterhaften Gewächse neben dem Pfad.

»Das packen wir!«, keuchte Herbie. »Verdammt, Dinah, ich sage dir, dass wir es packen!«

»Wir müssen es auch!«, antwortete sie tonlos.

»Darauf kannst du dich verlassen.«

»Die Strecke kommt mir viel länger vor als sonst. Ich… ich habe das Gefühl, sie zum ersten Mal zu fahren.«

»Das ist ein Irrtum, eine Täuschung«, sagte der junge Mann. »Du wirst es sehen, gleich haben wir es geschafft. Noch drei Kurven, ich habe mitgezählt, dann sind wir dort.« Er lachte und schlug zweimal hart gegen den Lenkradring. »Ist doch super – oder?«

Das Licht bohrte sich in die Dunstwolken hinein. Die Scheinwerferkegel wurden zu einem breiten Teppich, der aus den Nebelwolken ein gelblich diffuses Etwas machte, als hätten Riesen ausgeatmet, um zu zeigen, dass auch sie noch da waren.

Nein, es waren keine Riesen, dafür andere Gestalten, die plötzlich auf dem Weg erschienen.

Zuerst glaubten beide an einen Irrtum.

Sie rechneten damit, dass sich das Licht an irgendwelchen Bäumen verfangen und diese aus dem Düster geholt hatte.

Aber Bäume bewegten sich nicht.

Sie hier schon.

»Das ist doch jemand!«, keuchte das Mädchen. Sein rechter Arm schnellte ebenso vor wie der rechte Zeigefinger. »Verdammt noch mal, ich sehe sie!«

»Ja, ja!«, schrie Herbie, »ich auch!« Er war geschockt. Das Auftauchen dieser Gestalten hatte ihn völlig aus dem Takt gebracht. Er wusste nicht, ob er bremsen oder beschleunigen sollte, er musste sich entscheiden.

Die Gestalten standen auf dem Weg. Nicht direkt nebeneinander, aber so versetzt, dass sie mit dem kleinen Renault nicht an ihnen vorbeikamen.

Dinah Ascott schrie wie eine Wahnsinnige. Sie hatte als Erste erkannt, was mit diesen Gestalten los war. Ihnen fehlten die Köpfe.

Der Horror ging weiter!

***

Reverend Peters hatte Recht behalten. Die Fahrt nach London würde sich zwar nicht zu einem Horrortrip ausweiten, aber ich kam längst nicht so gut durch, wie ich es mir vorgestellt hatte, und daran trug einzig und allein der Nebel die Schuld.

Er war nicht permanent vorhanden, sondern partiell. Das genügte mir allerdings, um mit der Geschwindigkeit vorsichtig umzugehen, denn ich wollte auf keinen Fall in eine Nebelwand hineinfahren, ohne dass ich wusste, welches Hindernis sich darin aufbaute und meine Reise beendete, bevor sie richtig begonnen hatte.

Okay, ich hatte einige Stunden geschlafen, doch fit wie nach einem Urlaub fühlte ich mich nicht. Hinzu kam eben die anstrengende Fahrt, denn nicht allein der Nebel machte mir zu schaffen, die Dunkelheit tat zudem ihr Übriges.

Wer eben konnte, ließ seinen Wagen stehen, und so hielt sich der Verkehr in Grenzen.

Besonders dicht lag der Nebel in den Talmulden. Sie kamen mir vor wie Schüsseln, die mit dieser wolkigen Feuchtigkeit gefüllt worden waren.

Die Scheinwerfer richteten nicht viel aus. Ich fuhr mehr nach Gefühl als nach Sicht und freute mich immer wieder darüber, wenn sich die Suppe lichtete.

Ein Gluckern auf dem Beifahrersitz erinnerte mich daran, dass dort eine mit Kaffee gefüllte Kanne lag. Ich spürte auch den Zeitpunkt herannahen, wo es Zeit wurde, sich eine oder zwei Tassen zu gönnen, denn die brachten mich wieder einigermaßen auf Vordermann. Dazu musste ich nur nach einer Parkmöglichkeit Ausschau halten.

Ich fand sie dort, wo ein großes Feld begann. Als der Motor nicht mehr arbeitete und es ruhig geworden war, blieb ich für etwa eine Minute mit geschlossenen Augen sitzen und genoss die Stille. Sie tat mir wirklich gut. Ich entspannte mich und hätte am liebsten noch ein halbes Stündchen die Augen geschlossen, doch das ging nicht, ich musste wieder zurück nach London. Deshalb riss ich mich zusammen, stieg aus und nahm die glänzende Isolierkanne mit. Wieder fand sie ihren Platz auf dem Wagendach. Der erste Verschluss konnte gleichzeitig auch als Becher benutzt werden. Ich ließ Kaffee hineinlaufen und freute mich gleichzeitig darüber, dass er noch so heiß geblieben war. Da hatte der Reverend nicht übertrieben.

Mit dem Becher in der Hand ging ich einige Schritte zur Seite, atmete die kühle Luft ein, trank hin und wieder einen Schluck und schaute

auch noch zu dem bedeckten Himmel. Dabei dachte ich an Anina. Sie war mir ein Rätsel, und ich fragte mich, ob sie sich dort oben im Himmel befand, wo die Engel ja angeblich wohnten. So wurde es heute noch erzählt, viele Menschen glaubten ja auch daran, aber wer konnte schon von uns Menschen sagen, wo Himmel und Hölle lagen. Die alten Geschichten waren längst überholt, der Himmel konnte in jedem einzelnen Menschen stecken, die Hölle ebenso, sie lag auch nicht in der Tiefe der Erde.

Doch irgendwo musste Anina ja sein.

Sie war eine außergewöhnliche Person gewesen. Nicht Mensch, auch nicht Engel, vielleicht beides davon, und ich dachte unwillkürlich auch an Raniel, den Gerechten. Er war ebenfalls ein Engel gewesen. Ob die beiden sich vielleicht kannten? Ob sie möglicherweise in ihrer Welt zusammenlebten?

Ihre Welt – das war für mich eine andere Dimension, etwas ohne Grenzen und Mauern, wo es keinen Schmerz, keine Tränen und keinen Hass gab. Ich konnte auch die Sehnsucht vieler Menschen verstehen, die sich um diese Welt drehte, und gerade diese Welt war auf der einen Seite so etwas wie ein Beobachter, denn sie hatte Anina geschickt, um das Böse aus dem verfluchten Kloster zu vertreiben. Mir hatte diese Tatsache bewiesen, dass die Geistwesen sehr genau Bescheid über uns Menschen wussten und immer Wache hielten. Nur griffen sie meiner Meinung nach zu wenig ein, aber auch sie mussten sich an die göttlichen Regeln halten, denn die besagten, dass es den Menschen gegeben war, sich die Erde Untertan zu machen, und die Menschen mussten miteinander auskommen.

Es war genau die Nacht und die Umgebung, um mich mit schwermütigen und auch philosophischen Gedanken zu beschäftigen. Die Stille, die weite Umgebung, die Dunkelheit, da kam alles zusammen, und ich selbst konnte mich nur schwer von diesen schweren Gedanken lösen.

Der Becher war leer. Die Kanne stand noch immer auf dem Dach.

Ich zog den Gummiverschluss hervor und füllte den Becher noch einmal bis zur Hälfte.

Der frische heiße Kaffee wärmte mich wieder durch, noch einmal setzte ich meine Wanderung fort, diesmal allerdings beschäftigte ich mich mehr mit der Landschaft. Dieser Ort, wo ich angehalten hatte, schien von einem Nebel noch nie etwas gehört zu haben. Er lag klar und auch frei vor mir, die Sicht war für nächtliche Verhältnisse sehr gut, auch wenn sich der Himmel bedeckt zeigte.

Aber die Straße führte, das sah ich selbst in der Dunkelheit, leicht bergab. Sie würde wieder in eine der breiten Talmulden hineinlaufen, wo ich dann mit Nebel zu rechnen hatte. Aus der Ferne blinkten zwei helle Punkte, die nicht an einem Fleck blieben, sondern sich auf mich

zubewegten.

Dort kam ein Fahrzeug. Manchmal verschwanden die Lichter, dann tauchten sie wieder auf. Ich stand mit der rechten Fahrerseite zur Straße und legte die Kanne wieder in den Wagen, als mich das Fernlicht der Scheinwerfer übergoss. Es gefiel mir nicht, ich konnte es nicht ändern. Der Fahrer löschte das Licht, sein Wagen rollte langsam näher, und schließlich hielt er mitten auf der Straße an. Es war ein kleiner BMW, bei dem das Fenster auf der Fahrerseite heruntergelassen wurde.

Ich hatte mich gedreht. Hinter der Scheibe sah ich verschwommen das Gesicht des Fahrers. »Kann ich Ihnen helfen? Haben Sie eine Panne, Mister?«

»Sehr freundlich von Ihnen, aber bei mir ist alles in Ordnung. Ich hatte nur eine kleine Pause eingelegt.«

»Die muss auch sein.«

»Genau.«

»Gut, dann wünsche ich Ihnen…«

Es war unhöflich, ich unterbrach ihn trotzdem. »Ja, Mister, eigentlich können Sie mir doch helfen.«

»Gern, wie?«

Ich war an den Wagen herangetreten und bückte mich jetzt. »Mit einer Auskunft. Sie sind aus südlicher Richtung gekommen. Ich will dort hin. Wie sieht es mit dem Nebel aus?«

Der Mann lachte freudlos, dann nagte er auf seiner Unterlippe.

»Wie es damit bestellt ist? Schlecht, sage ich Ihnen, ganz schlecht. Nach ungefähr zwei Meilen werden Sie in den Pudding hineinfahren. Das ist wie eine Waschküche. Sie werden an manchen Stellen nur im Schritttempo fahren können.«

»Danke sehr.«

Der Mann winkte mir noch einmal zu. »Gute Fahrt, Mister, wie weit müssen Sie denn noch?«

»Bis London.«

»Ho – in die City?«

»Leider.«

»Sie packen es«, sagte er und ließ die Scheibe wieder nach oben surren. Dann gab er Gas und sauste davon.

Auch ich klemmte mich wieder hinter das Steuer und fuhr in entgegengesetzter Richtung davon. Sehr optimistisch hatte die Erklärung des Mannes nicht geklungen, der Nebel würde mir schon Ärger bereiten. Damit musste man eben im Januar immer wieder rechnen. Noch konnte ich fahren und setzte dabei etwas mehr auf das Tempo. Mit Glatteis brauchte ich nicht zu rechnen, denn die Temperaturen lagen über dem Gefrierpunkt.

Eine einsame Landschaft, ohne Hänge und ohne Tankstellen. Zum

Glück war der Tank noch fast voll. Um den Sprit brauchte ich mir keine Sorgen zu machen. Der Nebel jedoch würde ein Problem darstellen. Mit eingeschaltetem Abblendlicht fuhr ich auf die graue Soße zu, und zwar langsamer und konnte noch sehen, dass sich die Umgebung an den Straßenrändern verändert hatte. Noch wuchs niedriger Wald auf dem feuchten Boden, was allerdings nicht so blieb, denn dort, wo der Nebel am dichtesten über der Fahrbahn lag, da reckten sich die Bäume wieder in die Höhe und standen dichter zusammen, sodass sie einen gespenstischen Geisterwald bildeten, der das Auto schluckte.

Die graue Suppe reduzierte die Geräusche. Sie kamen mir dumpfer vor, und alles wurde unterdrückt, selbst Schreie wären hier auf ein gewisses Maß an Lautstärke reduziert worden.

Der Nebel bildete eine eigene Welt. Einen dunstigen Kanal, in dem ich mir vorkam wie ein Fremdkörper, den ich aber leider nicht verlassen konnte, es gab keinen direkten Weg zu meinem Ziel London.

Eine Welt aus Watte, eine Welt, die sich trotzdem bewegte und nicht starr lag. Es wehte kaum Wind, dennoch trieben die Schwaden aufeinander zu, wuchsen zu größeren, um neue, wallende Figuren zu bilden, die einem sensiblen Menschen schon Furcht einjagen konnten, denn es war leicht, sich in dieser Suppe die unheimlichsten Phantasiegestalten vorzustellen.

Ich tat das nicht. Mit schlimmen Gestalten hatte ich schon genug zu tun, die wollte ich mir nicht auch noch vorstellen. Dennoch blieb ich nicht so cool, sondern ziemlich angespannt, weil trotz der Leere der Strecke immer wieder Hindernisse erscheinen konnten, die ich dann zu spät sah, wenn ich schneller fuhr.

Die Schleier tanzten vor mir, als bekämen sie es bezahlt. Das Licht verfing sich in diesen dünnen »Gardinen«, es wurde von den winzigen, zahlreichen Tropfen gebrochen und zu den Seiten gezerrt wie ein breiter Vorhang.

Der Nebel kochte, obwohl ich nichts hörte. Ein lautloses Brodeln umgab meinen Rover, der sich Yard für Yard immer weiter vorschob. Ich hoffte nur, dass diese verfluchte Nebelbank nicht noch meilenweit lag. Solange ich mich in der Talmulde befand, würde sich daran wahrscheinlich nichts ändern.

Ich hatte mir die Karte angesehen. Jenseits dieses Gebiets würde ich auf eine kleine Stadt treffen. Von dort aus führte ein Zubringer zum Motorway nach London. Vielleicht war diese Strecke nebelfrei, sodass ich aufs Tempo drücken konnte.

Der Wald war geblieben. Gespenstisch breitete er sich zu beiden Seiten der Straße aus, wirkte undurchdringlich, denn die weißgrauen Tücher hingen zusammen mit der nächtlichen Finsternis zwischen den Stämmen und den kahlen Kronen der hohen Bäume.

Der Motor lief ruhig. Mir ging es auch recht gut, ich konnte mich nicht beklagen, und meine Gedanken drehten sich bereits um die Ankunft in London, als schlagartig alles anders wurde.

Etwas bewegte sich vor mir.

Das war kein Nebel.

Das war auch keine Einbildung.

Das war eine Gestalt.

Und sie winkte mir zu wie ein Totengespenst aus einer tiefen Gruft!

***

Ich trat auf die Bremse!

Obwohl ich langsam gefahren war, befürchtete ich, die Gestalt zu erwischen, denn die Straße war durch den Nebel feucht und rutschig geworden.

Ich hatte Glück oder einfach nur gut reagiert, denn der Rover kam noch vor der Gestalt zum Stehen.

Was sollte das?

Wer mich länger kennt, der weiß, dass ich mich auf meine Gefühle verlassen kann, und auch hier überkam mich ein etwas bedrückendes Gefühl, eine Ahnung, dass diese Begegnung nicht so leicht beendet sein würde und noch etwas hinter sich herzog.

Beide bewegten wir uns nicht. Ich versuchte natürlich, die Gestalt zu erkennen, die mir den Weg versperrte, aber es war schlecht möglich. Ich sah nur, dass sie ungewöhnlich gekleidet war, zwar nicht in Lumpen, aber doch recht altertümlich, wie mir schien. Sie traf auch keine Anstalten, den Weg freizugeben.

Ich ging davon aus, dass sie etwas von mir wollte und mich bestimmt nicht ohne Grund angehalten hatte. Okay, ich würde mich ihr stellen, das sah ich auch als meine Pflicht an, aber zuvor musste ich den Wagen zur Seite fahren.

Der Motor lief noch. Ich drehte das Lenkrad scharf nach links und erreichte den Rand der Straße, über den ich noch hinwegfuhr, sodass Vorder- und auch Hinterrad über den feuchten Untergrund am Rand der Straße rollten.

So ging es einigermaßen, etwas Optimales konnte ich nicht erwarten. Ich schnallte mich los und drückte die Tür auf, die schon beim Aufschwingen von den sperrigen Zweigen des Unterholzes gestoppt wurde, so nah stand ich am Wald.

Ich stieg trotzdem aus, drückte mich am Gestrüpp vorbei und hatte auch meine Jacke mitgenommen, die ich mir überstreifte, denn es war doch ziemlich kühl hier im Nebel.

Die Gestalt hatte sich nicht bewegt. Sie war eine Statue im Dunst und wartete auf mich. Es waren nur wenige Schritte, und wir beide trafen mitten auf der Straße zusammen.

»Komm ruhig näher«, sagte die Frauenstimme, die etwas dunkel klang und auch für einen Mann hätte durchgehen können. Als Sängerin wäre sie in die Kategorie Alt eingestuft worden.

»Mir reicht es aus.«

»Gut, wie du willst.« Sie kam zwei Schritte auf mich zu. Ein sehr langer und auch sehr breiter Rock bewegte sich bei ihren Schritten.

Der dunkle Saum schwang dabei über ein Stiefelpaar hinweg. Die Frau trug als Oberteil einen dicken Pullover und hatte sich ein wollenes Tuch über die Schulter gehängt. Das Haar hatte sie glatt zurückgekämmt. Ich konnte mir gut vorstellen, dass es im Nacken zu einem Knoten zusammengebunden war. Es passte einfach zu ihrem Typ, ebenso wie die großen, kreisrunden Ohrringe, die funkelten.

Das Gesicht war etwas hager, die hohe Stirn glänzte. Insgesamt war diese Frau ein südländischer Typ, und ihrer Kleidung nach konnte sie auch zum fahrenden Volk der Sinti und Roma passen. Sie hatte zwar englisch gesprochen, allerdings mit einem sehr harten Akzent, was wiederum auf den Südosten Europas schließen ließ.

»Wie heißt du?«, fragte sie mich.

Die Frage amüsierte und ärgerlich mich zugleich. Warum sollte ich jeder wildfremden Person meinen Namen sagen, oder hatte sie mich aus einem bestimmten Grund angesprochen? Wusste sie, wer ich war und dass ich um diese Uhrzeit genau diesen Weg einschlagen würde?

Möglich war alles. Ich hatte in meinem Leben schon mit derartig vielen Überraschungen rechnen müssen, dass mich eigentlich nichts mehr erschüttern konnte.

»Warum sollte ich dir meinen Namen sagen?«

»Es ist wichtig.«

»Nicht für mich.«

»Doch!«

Ich schüttelte den Kopf. Die Situation war verrückt. Da war ich buchstäblich bei Nacht und Nebel von einer fremden Person angehalten worden, stand mit ihr mitten auf der Straße, und sie wollte sich mit mir unterhalten.

»Du bist misstrauisch, junger Mann.«

»Kann man sagen. Aber danke für das Kompliment.«

Sie ging auf meinen Spott nicht ein, sondern erklärte mir, dass sie Teresa hieße.

»Wie schön für Sie. Der Name passt.«

Etwas unwillig bewegte sie ihren Kopf. »Ich bin Teresa. Man nennt mich auch die Heilige.«

Ich verdrehte die Augen. Auch das noch. Okay, es gab eine heilige Teresa, aber die stand sicherlich nicht vor mir. Das hier war eine normale Frau…

»Das ist mir egal, Teresa. Ich möchte weiterfahren. Ich muss noch in

dieser Nacht nach London.«

»Nein, das wirst du nicht!«

Die Frau hatte den Satz mit einer derartigen Bestimmtheit ausgesprochen, dass ich misstrauisch und aufmerksam zugleich wurde.

Es gefiel mir überhaupt nicht, dass sie mit mir so umsprang. »Hören Sie zu, Teresa, ob ich fahre oder nicht, das müssen Sie schon mir überlassen. Ich habe für meinen Teil beschlossen, dass ich fahren werde, und ich lasse mir auch von Ihnen nicht in die Suppe spucken. Es ist überhaupt mehr als ungewöhnlich, dass Sie hier stehen und fremde Fahrzeuge anhalten. Es könnte auch für Sie ins Auge gehen.«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Nein, es geht nicht ins Auge. Ich weiß, was ich tue. Du bist nicht grundlos angehalten worden. Du musst etwas tun.«

»Sehr schön. Ich habe aber keine Lust.«

»Du musst es tun. Du musst den Fluch lösen. Du musst diesen Wald davon befreien.«

Ich sagte nichts. Dass so etwas dabei herauskam, damit hatte ich nicht gerechnet, aber mir war schon so viel Komisches passiert, dass ich mich darüber nicht mal mehr wundern konnte. Ich winkte mit der rechten Hand ab. »Flüche hin und Flüche her, es ist mir egal, wer hier wen verflucht hat. Ich will nur in meinem Wagen nach London fahren. Nicht mehr und nicht weniger.« Ich nickte ihr zu.

»Alles andere können Sie von jetzt an vergessen.«

Sie schwieg.

Das wiederum verunsicherte mich. Ich hatte den Eindruck, von ihr an der langen Leine gehalten zu werden, doch dagegen wollte ich etwas tun. Abrupt drehte ich mich um und ging zu meinem Wagen zurück. Ich würde sie schon passieren können, so schmal war die Straße nun auch wieder nicht. Ich kletterte in den Rover und hämmerte die Tür zu.

Teresa stand noch immer da. Das Schultertuch hatte sie unter ihre Achseln geklemmt und hielt es so fest. Ihr Kopf war leicht nach rechts gedreht, damit sie gegen die Frontscheibe meines Wagens schauen konnte. Da der Nebel sehr dicht war, würde sie mich dahinter kaum erkennen können.

Meine Finger legten sich um den Zündschlüssel. Ich brauchte nur eine Drehung, um den Motor anzustellen, doch ich saß da und bewegte mich nicht. Verdammt, warum tat ich das? Hing es mit der Frau zusammen, die sich nicht bewegte, oder einzig und allein mit ihren rätselhaften Erklärungen über diesen seltsamen Fluch, den ich lösen sollte.

Unsinn, ich wollte mich nicht wieder in etwas hineinstürzen, deshalb überwand ich mich selbst und drehte den Zündschlüssel, obwohl mein schlechtes Gewissen schon an mir nagte.

Er sprang nicht an!

Nichts tat sich, der Motor zeigte sich störrisch. Er blieb stumm, selbst der Anlasser orgelte nicht.

Das ging doch nicht mit rechten Dingen zu, dachte ich und hob den Kopf an. Ich schaute schräg durch die Scheibe. Teresa stand noch immer am selben Platz, von Dunstschwaden umweht, ein düsteres Gespenst in einer noch düsteren Nacht.

Ruhig, alter Junge, sagte ich mir. Du musst jetzt nur die Ruhe bewahren. Nichts überstürzen, keine Angst zeigen, natürlich auch keinen Ärger.

Keep cool…

Mit diesem Gedanken öffnete ich zum zweiten Mal die Fahrertür und verließ den Rover. Ich drückte mich an dem sperrigen Unterholz vorbei und betrat die Straße. »Sehr schön«, sagte ich, »wirklich. Er springt nicht an. Anlasser und Motor sind tot. Gratuliere, Teresa, wie haben Sie das gemacht?«

»Nicht ich.«

»Wer dann?«

»Der Fluch!«

Schon wieder dieser Fluch. Konnte ihr denn keine andere Ausrede einfallen, zum Teufel?

Andererseits hatte ich selbst erlebt, dass hier einiges nicht stimmte, denn welchen Grund hatte es dafür gegeben, dass mein Wagen nicht ansprang? Das war mir so gut wie nie passiert, zudem war das Fahrzeug völlig in Ordnung.

Ich räusperte mich. »Der Fluch also?«

»Ja!«

»Wie soll ich ihn verstehen?«

»Als Mord!«

Das war zwar eine Antwort gewesen, aber viel gesagt hatte sie mir nicht. Ich schaute in das Gesicht der Frau und versuchte darin zu lesen, so gut es eben möglich war. Sie hielt meinem Blick stand. Selbst hier im Nebel wirkten ihre Augen ungewöhnlich klar, und ich sah auch keine Falschheit darin.

Hatte sie Recht?

»Warum soll ich mich gerade mit einem Fluch beschäftigen?«

Teresa nickte. »Ich wusste, dass du diese Fragen stellen würdest. Nur du kannst es.«

»Toll, wirklich. Was macht Sie so sicher?«

»Ich weiß es eben.«

»Sind Sie Hellseherin?«

»Ja!«

Dieses eine Wort machte mich stutzig. Nicht weil sie meine Frage so direkt bejaht hatte, es ging mir da allein um den Tonfall. Ihm entnahm

ich, dass sie von ihrer Antwort absolut überzeugt gewesen war. Zudem wusste ich, dass es Hellseherinnen gab. Nicht alle, die sich dafür ausgaben, waren auch welche, aber ich selbst hatte sie erleben können, und es war das, was sie mir gesagt hatten, auch eingetroffen.

In diesem Fall kam hinzu, dass ich einfach nicht mehr wollte. Ich hatte die Nase voll, London lockte und…

»Der Fluch ist schlimm. Wenn du ihn löst, kannst du damit viel retten, glaub es mir.«

Ich verdrehte die Augen. Ja, das war der Speck, mit dem Mäuse gefangen werden sollten. Ich wollte schon eine scharfe Antwort geben, als mich ihr Blick traf. Diesmal hatte sich der Ausdruck in den Augen völlig verändert. Er zeigte eine tiefe Verzweiflung, die mich tatsächlich rührte und meine Vorsätze schwanken ließ. »Okay, was hat es mit dem Fluch auf sich? Warum…?«

Sie ließ mich nicht aussprechen. »Es gab vier Tote. Vier tote Männer, die meine Söhne waren.«

Plötzlich lag der Eishauch auf meinem Rücken. Er wanderte auch weiter und erwischte mein Gesicht. Im Magen lag wieder der berühmte Klumpen, denn ich musste mich um die vier Toten kümmern.

»Was ist denn mit Ihren Söhnen? Sind sie hier gestorben?«

»Ja. Man hat sie gekillt. Grausam umgebracht. Man hat sie geköpft und in den Teich geworfen.«

Ich schloss für einen Moment die Augen. Jetzt wurde es kompliziert. Ich holte Luft und schaute mich behutsam um, aber da war nichts zu sehen, nur die wabernde Nebelwand und die Frau, die noch immer unbeweglich stand und die Kälte nicht zu spüren schien.

Ich räusperte mich. »In… in einen Teich, wenn ich Sie richtig verstanden habe.«

»Das stimmt.«

»Und wo ist dieser Teich?«

Teresa bewegte ihren Kopf nach rechts. Dort befand sich der dichte Wald. »Dahinter«, sagte sie leise, »du kannst ihn zwischen den Bäumen finden. Er ist nicht sehr groß. Sein Boden ist verschlammt, er liegt sehr verschwiegen, aber er hat seine Geheimnisse nicht alle behalten. Es ist etwas zurückgekehrt, das spüre ich. Der Fluch hat sich erfüllt.«

»Dieser Mordfluch?«

»Richtig. Man hat meine Söhne brutal getötet, denn niemand hat sich darum gekümmert, denn was sind schon vier Zigeuner, wenn du begreifst, was ich damit meine?«

»Nicht so genau. Wann geschahen die Morde denn?«

»Vor mehr als fünfzig Jahren.«

Ich bekam mehr als große Augen, schüttelte den Kopf und wollte mir selbst gegen die Stirn schlagen. »Vor… vor mehr als fünfzig Jahren ist

das geschehen?«

Teresa nickte.

»Und jetzt?«

»Kehrt alles wieder zurück«, sagte sie flüsternd, »denn nichts ist vergessen, gar nichts. Der Wald hat sich geöffnet, das Wasser ebenfalls. Der Fluch kehrte zurück, es wird eine fürchterliche Rache geben, aber ich möchte nicht, dass es passiert, denn die Menschen in dieser Zeit sind unschuldig, nicht alle, doch mit den schrecklichen Taten haben sie nichts zu tun. Zwei Generationen sind vergangen, obgleich sich die Alten bestimmt noch an dieses Blutfest erinnern, doch sie wollen davon nichts mehr hören.«

Wenn die Männer ihre Söhne gewesen waren, wie alt war dann die Frau? Uralt, eine Greisin von etwa hundert Jahren, aber danach sah sie mir nicht aus. Hier stimmte einiges nicht. Und es fing bei Teresa an, die von einem Geheimnis umgeben wurde, das ich zu lüften nicht schaffte.

»Was wollen Sie von mir?«, fragte ich sie.

»Lass uns in den Wald gehen.«

»Okay, und dann?«

»Werde ich dich zum Teich führen. Du musst dich nur an mich halten, verstehst du?«

Ich strich über mein feuchtes Gesicht. Das war mir noch so suspekt. »Zu deinen Söhnen etwa?«, fragte ich voller Misstrauen.

»Nein, nicht zu ihnen, zu ihren Köpfen, die den Ruf endlich empfangen haben.«

»Darf ich fragen, welchen Ruf sie hörten?«

»Den ihrer Körper!«

Diese Antwort versetzte mir einen weiteren Tiefschlag. Ich schaute die Person vor mir an, als hätte ich es mit einem Geisteskranken zu tun. Das konnte ich nicht fassen, das war nicht logisch. Gleichzeitig sagte ich mir, dass Magie keiner Logik bedurfte. Hier lief also einiges, und mir hatte das Schicksal mal wieder ein Bein gestellt und mich in eine neue Katastrophe reingerissen; Teresa wollte nicht mehr mit mir sprechen. Taten waren ihr wichtiger, denn sie hatte sich umgedreht und ging einfach weg. Ich hörte sie nicht, als sie über die Straße schritt – oder schwebte? – und schon den Rand erreicht hatte, wo der Nebel noch dichter war und ihre Gestalt in einen Schwaden aufzulösen schien. Ich hörte kein Knacken von Unterholz, kein Rascheln von Gras, ich hörte nichts mehr. Sie war einfach gegangen, darauf vertrauend, dass ich ihr folgte.

Sollte ich das wirklich?

Ich schaute mich um und sah meinen Rover an derselben Stelle stehen. Der Motor war nicht angesprungen. Nach wie vor glaubte ich nicht an einen technischen Defekt, hier hatte eine andere Macht

eingegriffen, die sich über die Technik lustig machte, doch so ohne weiteres wollte ich das nicht akzeptieren.

Deshalb ging ich hin, stieg wieder ein und drehte den Zündschlüssel noch einmal.

Es tat sich nichts.

»Verdammt noch mal!« Dabei hatte ich nicht fahren, sondern nur einen Test machen wollen. Jetzt aber hing ich hier in der totalen Einsamkeit auf der einsamen und nebligen Landstraße fest, ohne die Chance zu haben, wieder wegzukommen. Klar, wenn ich mich auf meine Füße verließ, würde ich es schaffen, den nächsten Ort zu erreichen, aber was wäre damit gewonnen? Gar nichts, die Probleme blieben. Je länger ich darüber nachdachte, umso mehr kam ich zu der Überzeugung, dass ich den Wünschen der seltsamen Frau folgen würde. Ja, ich würde mich in diesem düsteren, nebligen Wald umschauen und herauszufinden versuchen, ob sich dieser Teich dort tatsächlich befand.

Vier Morde, vier Köpfe, die abgehackt worden waren und noch existieren sollten, obwohl mittlerweile fünfzig Jahre ins Land gegangen waren. Das war schon ein echter Hammer, klang auch unglaublich, aber seltsamerweise nicht für mich.

Ich ging deshalb dorthin, wo die Frau im Wald verschwunden war und musste lächeln, als ich die Einmündung eines Forstweges sah.

Deshalb hatte ich das Knacken des Unterholzes nicht gehört, hier begann ein normaler Weg, der im Sonnenlicht des Tages sicherlich als wunderbarer Spazierweg eingestuft werden konnte, jetzt aber, in dunkler und nebliger Nacht, zu einem Horrortrip werden konnte.

Ich sah Teresa nicht. Ich hörte sie auch nicht. Ich sah nur den Weg vor mir, der allerdings wenige Schritte später schon in der dunstigen Suppe verschwamm.

Und doch hörte ich etwas.

Bei klarem Wetter sicherlich deutlicher, hier aber dämpfte der Nebel die Geräusche zu stark. Trotzdem gab es keinen Zweifel, denn was da an meine Ohren drang, waren angstvolle Schreie…

***

Ja, der Horror ging weiter!

Das junge Paar hockte in seinem Auto und wusste nicht, wie es reagieren sollte. War das, was sie vor sich in der grauen Nebelbrühe sahen, Film, oder war es die Realität. Sie wünschten sich, einen Film zu erleben, doch sie sagten sich gleichzeitig, dass dies nicht der Fall war. Dort lief etwas Furchtbares ab, mit dem sie nicht zurechtkamen, denn die Menschen ohne Köpfe waren real.

Bewegten sie sich? Bewegten sie sich nicht?

Sie wussten es nicht, denn der treibende Nebel gaukelte ihnen andere

Bilder vor. Da sah es so aus, als würden die vier Kopflosen über dem Boden schweben, ohne sich allerdings von der Stelle zu bewegen.

Dinah Ascott atmete stöhnend und krampfhaft aus. Sie zuckte bei jedem Geräusch zusammen. Hinter ihrer Stirn brannte es, da hatten die Gedanken Feuer gefangen, obwohl ihr gleichzeitig auch eiskalt wurde, und das war die Kälte des Grauens, die allmählich durch ihren Körper schlich. Das eisige Gefühl einer Totenwelt, denn sie hatte ihre Dimension verlassen, um sich hier in der normalen auszubreiten, damit sie zeigen konnte, welche Macht sie ausübte.

Herbie wunderte sich, dass er sprechen konnte. Er musste dabei Luft holen, um die Worte über die Lippen zu bringen, aber irgendwie schaffte er es. »Ich glaub es nicht, ich glaub es nicht«, sagte er immer wieder und schlug mit seinen zitternden Händen auf den Lenkradring. »Das ist unmöglich, das ist der reine Wahnsinn. So etwas darf und kann uns nicht passieren. Wir wollen das nicht, es soll weggehen, es soll verschwinden…«

Dinah bekam die Worte nur mehr am Rande mit. Sie hörte auch gar nicht hin, denn sie war zu sehr mit sich selbst und ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Das junge Mädchen wunderte sich darüber, dass es die Tatsachen so hinnahm, wo es doch eigentlich hätte schreien müssen, weil das Grauen eben zu tief saß und ihr gesamtes Denken und Fühlen wie eine mächtige Woge überschwemmt hatte.

Warum drehe ich nicht durch? Warum laufe ich nicht schreiend weg? Warum bleibe ich hier sitzen?

Sie wusste keine Antwort, wobei ihr allerdings auch einfiel, dass sie sich schon damit abgefunden hatte, diesen Schrecken zu erleben.

Möglicherweise hatte sich ihr starkes Unterbewusstsein daran gewöhnt, während das Bewusstsein sich noch gegen den Horror wehrte.

Ein seufzender Laut drang aus Herbies Mund. Sie warf dem Freund einen Blick zu. Er saß jetzt unbeweglich, hielt den Mund weiterhin offen, und aus seinem linken Winkel rann der Speichel wie ein heller Faden auf das Kinn zu. Er war so schrecklich bleich geworden. Selbst seine Lippen hoben sich kaum mehr von der Farbe seiner Haut ab. Er glich einer Leiche.

Als Dinah daran dachte, musste sie sich schütteln. Die vier Gestalten dort draußen waren schon schrecklich genug, da wollte sie sich nicht noch mit diesen fürchterlichen Gedanken herumquälen, aber die wiederum waren wie von selbst in ihr hochgestiegen.

»Herbie…« Sie sprach den Namen ihres Freundes aus, und es klang wie ein jammerndes Winseln.

Er reagierte nicht.

»Herbie – bitte…«

Endlich sprach er, wischte sich den Speichel weg und stellte eine

Frage. »Was ist das, Schatz? Was ist dort draußen los? Was sind das für Gespenster? Kehren in dieser Nacht die Toten zurück? Ist das so…?«

Die Fragen hatten Dinah keinen Mut gegeben. Sie hob die Arme und presste die Hände gegen ihr Gesicht. »Ich weiß es nicht, Herbie, ich kann es dir nicht sagen, es ist so schrecklich und einfach unfassbar. Ich kann es dir nicht sagen.«

»Wir müssen weg!«

»Ja, fahre bitte.«

»Und wenn sie nicht zur Seite gehen?«

»Dann fährst du sie um!«, schrie Dinah, weil ihre Nerven nicht mehr mitspielten. Die Beherrschung war vorbei, der Damm hatte einen tiefen Riss bekommen.

Herbie nickte, ohne eigentlich zu wissen, was er tat. Dann machte er seinen Arm lang, um nach dem Zündschlüssel fassen zu können.

Beim ersten Versuch verfehlte er ihn, weil seine Hand einfach zu stark zitterte. Außerdem schaute er auch weiterhin nach vorn in den Nebel hinein, der die Gestalten lautlos umtanzte.

»Mach doch!«

Herbie biss die Zähne zusammen. Endlich spürte er etwas Kühles zwischen seinen Fingerkuppen. Nur umdrehen, nur eben den Schlüssel bewegen, das ist es gewesen und…

Es klappte nicht.

Verdammte, er versuchte es ein zweites und ein drittes Mal, schaute auch hin, aber da war nichts zu machen. Nur die Scheinwerfer brannten seltsamerweise noch, als wollten sie den beiden eine zusätzliche Furcht einflößen, damit sie auch ja nicht vergaßen, wer da vor ihnen stand.

»Herbie…!«, kreischte das Mädchen.

Er ließ den Zündschlüssel los, als wäre er heiß. »Verdammt noch mal, es klappt nicht. Es… es geht nicht mehr, begreife das doch.«

Dinah erstarrte in ihrem Schrecken. Es dauerte Sekunden, bis sie die Sprach zurückgefunden hatte. »Wie meinst du das? Können wir jetzt nicht fahren?«

»So ist es!«

Die Antwort des jungen Mannes hämmerte in Dinahs Kopf nach.

Sie kamen nicht mehr weg. Sie waren Gefangene des Waldes und des verdammten Nebels, und nur zwei, drei Schritte von ihnen entfernt standen diese fürchterlichen, kopflosen Wesen wie Schaufiguren auf einer Bühne, die auf eine Bewegung warteten.

Herbies Nerven streikten ebenfalls. Er drückte sich gegen die Rückenlehne. Seine Pupillen bewegten sich in wilder Panik, denn er wusste nicht, was er noch tun sollte. Kalte und heiße Schauer der Angst rieselten über seinen Rücken, er kam sich schon jetzt vor, als

hätte man ihn in ein großes Grab gesteckt, aus dem es kein Entrinnen mehr gab. Was konnten sie noch tun?

Der Motor streikte, sie kamen nicht weg. Das alles war ihm klar.

Da gab es nur den Ausweg, wenn sie die Türen öffneten und es zu Fuß versuchten. Aussteigen, sich kurzerhand in das Unterholz werfen, einen Weg suchen, der sie aus dem Wald herausbrachte. Ja, es war so einfach und doch so schwierig, denn er wollte nicht daran glauben, dass diese kopflosen Gestalten sie entkommen lassen wollten.

Herbie Santer schrie auf, als etwas Kaltes seine linke Hand berührte. Er dachte an einen glitschigen Fisch, aber es war nur die eiskalte Hand seiner Freundin, die wohl an ihm hatte Halt finden wollen und sich deshalb bewegt hatte.

»Herbie…« Ihre Stimme versickerte.

Er holte tief Luft. »Ja, was ist?«

»Müssen wir jetzt sterben?«

Der Junge empfand die Frage als furchtbar. Verdammt noch mal, er war gerade einundzwanzig geworden, seine Freundin war neunzehn, beide dachten dabei an alles, nur nicht an das Sterben, und er wollte dies auch nicht. »Hör damit auf, Dinah.«

»Ich kann aber nicht.«

Herbie blies seinen Atem gegen die Scheibe, deshalb verschwammen die Bilder draußen noch mehr.

Aber nicht so stark, als dass sie ihnen die volle Sicht genommen hätten, denn plötzlich bewegten sich die vier Kopflosen.

Sie standen noch im Licht, und die beiden im Wagen sitzenden Menschen bekamen mit, wie gleichzeitig ein Ruck durch die vier Gestalten ging, die sich bereitmachten, auf den Wagen zuzugehen.

Sie ließen sich noch Zeit, beugten ihren Körper vor, schwankten bei den ersten Schritten, fielen aber nicht hin, sondern bewegten sich taumelnd weiter.

Ihre Kleidung bestand aus alten zerrissenen und schmutzigen Lumpen. Sie klebte an den Körpern fest, und für die beiden jungen Leute war es zu spät, den Wagen zu verlassen.

»Verriegele die Tür!«, schrie Dinah. »Um Himmels willen, du musst die Tür sperren.«

»Habe ich schon getan«, flüsterte Herbie. Er ließ die Gestalten nicht aus den Augen. Jede einzelne Bewegung wollte er genau mitbekommen, denn noch immer konnte er sich nicht vorstellen, dass diese Geschöpfe tatsächlich lebten. Das waren für ihn irgendwelche Spielzeuge, die sich per Fernbedienung bewegen ließen. So etwas gab es ja. In zahlreichen Filmen war es vorgemacht worden.

Wenn das stimmte, was war dann mit den Köpfen? Hatte man auch sie durch eine Fernbedienung über das Wasser gleiten lassen?

Er musste einfach davon ausgehen, dass die Schädel und die Torsi

zusammengehörten. Möglicherweise begaben sich die Körper auf die Suche nach den Köpfen, dann mussten sie den Weg zum Teich einschlagen, was für sie beide gut wäre, denn er führte in eine andere Richtung.

Leider sah es danach nicht aus, denn die vier Gestalten hatten sich den Wagen als Ziel ausgesucht. Der erste Kopflose blieb bereits dicht vor der Stoßstange stehen.

Dort breitete er seine Arme aus, hob sie hoch, als wollte er ihnen etwas vorturnen, und bekam dann das Übergewicht. Fast im Zeitlupentempo fiel er nach vorn auf die Kühlerhaube zu, und er streckte während des Falls die Arme wieder aus, wobei er seine Hände zu großen Fäusten ballte. Wie zwei Eisenhämmer dröhnten sie auf das Blech der Motorhaube. Die beiden jungen Leute sahen, wie sich das Metall bewegte. Es zitterte, es dellte in der Mitte ein, wollte wieder hochspringen, aber die Mulde im Blech blieb.

Der Schläger richtete sich wieder auf. Dafür hatten die beiden keinen Blick, denn auch die andern drei waren inzwischen so nahe an den Wagen herangekommen, dass sie ihn anfassen konnten, was sie auch taten, und zwar von der Seite.

Ihre Hände klatschten flach gegen die Karosserie, nur für kurze Augenblicke, denn dann hatten sie die Scheiben erreicht und schlugen abermals dagegen.

Sie bewegten sich nie schnell, sondern mit einer eher langweiligen Gleichmäßigkeit, aber sie gingen auch nicht weiter, sondern blieben vor den Autofenstern stehen, denn auch der Erste hatte sich wieder dazugesellt.

Immer wenn die flachen Hände die Scheiben trafen, dann hörte es sich an, als hätte jemand nasse Lappen gegen das Glas geschlagen, aber noch hielten die Scheiben.

Dinah und Herbie saßen angeschnallt auf ihren Sitzen und zitterten. Sie wussten nicht, wohin sie schauen sollten, denn rechts und links bewegten sich die schrecklichen Gestalten in einer nie müde werdenden Gleichmäßigkeit, und sie beließen es auch nicht nur bei ihren Händen, denn plötzlich dröhnte es auch unten gegen das Blech. Ein Beweis, dass sie ihre Füße ebenfalls eingesetzt hatten.

Der Renault Clio war kein großes Auto. Die Tritte und Schläge schüttelten es durch. Es schwankte und tanzte auf seinen vier Rädern. Das alles ließ sich noch verkraften, auch wenn es schrecklich war.

»Versuch es noch mal!« Dinah rüttelte ihren Freund durch. »Los, dreh den Zündschlüssel!«

Herbie war hochrot im Gesicht geworden. »Ja, ja!«, keuchte er. Beide beteten, dass der Motor ansprang.

Nein – nichts…

Dinah drehte fast durch. Sie schlug mit beiden Fäusten gegen das

Armaturenbrett. Sie konnte nicht mehr, sie weinte und schrie in einem. Ihr Gesicht hatte nichts Menschliches mehr an sich, es war völlig verzerrt und verflossen.

Auf einmal hörten die Schläge auf.

Die beiden bekamen es zunächst nicht mit, bis ihnen die Stille auffiel, die allerdings auch schrecklich war, denn so hörten sie nur ihr eigenes Wimmern und Schreien.

»Warum schlagen sie nicht mehr?«, hauchte Herbie. Er zitterte, und seine Lippen bewegten sich.

Dinah Ascott hob die Schultern. Sie putzte ihr Gesicht ab und wischte auch die Augen frei, um besser sehen zu können. Dann erst drehte sie den Kopf vorsichtig nach links, um durch die Scheibe zu spionieren. Die Nebelschwaden trieben an der Außenseite entlang wie feine in der Luft schwebende Wasserstrahlen. Sie sah den dunklen Wald schemenhaft in der grauen Suppe, aber von den Kopflosen entdeckte sie in diesem Augenblick keinen mehr.

»Sind sie… sind sie weg?«, keuchte das Mädchen.

»Das glaube ich nicht.«

»Ich sehe sie nicht mehr.« Zitternd klang die Stimme, auch Hoffnung schwang darin mit.

Herbie Santer beugte sich nach rechts. »Ich… ich sehe sie auch nicht.«

»Mein Gott, das wäre…« Dinah legte die Hände zusammen. Sie musste es einfach tun, denn sie wollte beten. Seit ihrer Konfirmierung hatte sie das nicht mehr getan, in dieser Situation aber waren die Worte an Gott der einzige Lichtschimmer …

Ihr fiel kein Text mehr ein, sie sprach die Worte dahin. Egal, der Herrgott würde sie schon verstehen.

Den Schatten neben dem Seitenfenster bemerkte sie mehr aus dem Augenwinkel. Sofort durchzuckte es sie wieder wie ein heißer Strom aus frischer Lava.

Der Umriss war kein Baum, sondern einer der Kopflosen. Er hatte gehockt, war nun in die Höhe gekommen und brachte etwas mit, das zuvor auf dem Boden gelegen hatte.

Den Stein umklammerte er mit der rechten Hand, und mit dem rechten Arm holte er aus.

Das Mädchen reagierte erst, als der Stein die Scheibe zerriss, wobei im übrigen Bereich ein Muster aus kleinen Fäden entstand.

Ein anderer schlug gleichzeitig an der Fahrerseite zu und jagte dem entsetzten jungen Mann Splitter gegen das Gesicht.

Dinah Ascott aber schrie wie noch nie in ihrem Leben!

***

Dieser Wald hatte sich für mich zu einem wahren Horror-Ort

entwickelt. Der helle Frauenschrei war sicherlich keine Einbildung gewesen, aber der Nebel machte mir einen Strich durch die Rechnung, denn ich tappte wie ein Blinder durch die grauen Tücher, wobei ich es doch so eilig hatte und mir keine Zeitverschwendung erlauben konnte.

Ein Mensch war in Not, da musste ich einfach helfen. Schon jetzt leistete ich der geheimnisvollen Teresa Abbitte, zumindest teilweise schien sie Recht zu haben.

Aber ausgerechnet jetzt war sie verschwunden. Wo sie mir doch hätte helfen können, mich vielleicht sicher durch den Wald führen, denn ich traute ihr alles zu.

Trotzdem lief ich schnell. Dass es ins Auge gehen musste, lag auf der Hand, denn ich bekam zu spät mit, dass der Weg eine Kurve schlug, und ich landete im Unterholz. Ich wuchtete mich wieder zurück und versuchte es von nun an mit der Bleistiftleuchte, doch ihr Licht war zu schwach. Der Nebel fraß es einfach auf.

So trabte ich weiter, entdeckte hin und wieder die Bäume als fließende Schatten, und das Unterholz erinnerte mich dabei an einen dunklen, dichten Schwamm.

Die Kurve lag hinter mir. Sie war zum Glück nicht eng, denn auf einem Forstweg wie diesem musste sie auch von Holztransportern durchfahren werden können.

Noch ein Schrei!

So schrecklich er auch klang, in diesem Fall machte er mir Mut, denn er musste nicht mehr allzu weit entfernt von mir abgegeben worden sein. Deshalb riskierte ich es und beschleunigte noch einmal meine Schritte, ohne dabei auf die Tücke des Untergrunds zu achten, denn der Weg war nie glatt. Er war mit Buckeln bestückt, die zudem von schmalen Querrinnen begleitet wurden. Diesmal stolperte ich nicht. Zudem hob ich die Füße auch immer hoch genug an.

Stumme Zeugen umtanzten mich. Feuchtigkeit legte sich auf mein Gesicht. Mein heftiger Atem verwischte sich mit dem Nebel. Ich hatte das Gefühl, Geister über meine Lippen wirbeln zu sehen.

Noch einmal hörte ich den Schrei und auch ein anderes Geräusch.

Ein dumpf klingendes Hämmern.

Während ich weiter durch die neblige Umgebung stolperte, versuchte ich mir einzureden, dass alles nicht so schlimm war, dass ich noch zur rechten Zeit kam, um die Angst der schreienden Person zu stoppen. Ich glaubte zudem daran, dass Teresa ebenfalls mit diesen Vorgängen zu tun hatte. Es war bei mir einer sehr starke Einbildung, sodass ich mir manchmal ihr Gesicht einbildete, wie es zwischen den rollenden Tüchern stand, die mich begleiteten.

Zwei Augen glühten in der Dunkelheit. Ziemlich tief, sie befanden sich dicht über dem Boden, und es waren rote Augen, die im Nebel zu verschwommenen Blutflecken wurden.

Ich war für einen Moment überrascht und verlangsamte meinen Lauf. Meine Gedanken drehten sich um schreckliche Monster mit glühenden Augen, nur lachte ich wenig später über mich selbst, denn kein Monster lauerte auf mich.

Dir roten Augen waren nichts anderes als die Heckleuchten eines auf dem Weg parkenden Autos. Dieses Wissen riss mich wieder zurück in die Wirklichkeit. Ein Auto, die Schreie, die Schläge, ich zählte dies zusammen und kam zu dem Ergebnis, dass sich die Insassen in Gefahr befanden. Sie mussten schreckliche Dinge gesehen haben.

Etwas davon bekam auch ich mit. In der unmittelbaren Umgebung des Fahrzeugs bewegten sich Schatten. Sie blieben dicht am Auto, die Schläge hörten nicht auf, und als die Gestalten ihre Arme nach unten schlugen, da bekam ich mit, dass sie gegen das Wagendach hämmerten. Sie traten auch gegen die Karosserie.

Ich kam näher heran. Das Bild blieb zwar verschwommen, aber etwas mehr sah ich schon. Und was sich meinen Augen bot, war kaum zu fassen. Es war nicht nur schrecklich, ich sah es schon als unglaublich an, denn die Gestalten schienen keine Köpfe zu haben.

Für mich waren sie schwerfällig tanzende Wesen inmitten der grauen Suppe, doch so genau bekam ich das nicht mit, weil eben die Sicht noch so schlecht war.

Einer hielt sich am Heck auf. Sein rechter Arm bewegte sich, als hielte die Hand eine Säge. Vor und zurück, dann wieder das gleiche, und jedes Mal, wenn der nach vorn sausende Arm ein Ziel traf, hörte ich ein dumpfes Geräusch.

Als die Heckscheibe zerbrach, gellte wieder der Schrei auf. Diesmal allerdings mischte sich noch ein anderer hinein, und ich sah, wie sich zwei Gestalten hektisch bewegten.

Dann war ich da.

Die am Heck stehende Gestalt hatte mich nicht kommen sehen, ich sah sie dicht vor mir, machte den rechten Arm lang, um nach ihr zu greifen und hatte das Gefühl, noch auf dem Weg dorthin stocken zu müssen, denn dem anderen fehlte der Kopf.

Also doch!

Er drehte sich um.

Da erwischte ich seine Schulter. Durch die Drehung rutschte meine Hand ab, doch die Bewegung war nicht mehr aufzuhalten. Er torkelte mir entgegen, ein Albtraum auf zwei Beinen, ein Kopfloser, der sich bewegte. Seine knorrigen Hände suchten nach meiner Kehle, um mich zu erwürgen.

Ich trat ihm in den Bauch.

Er kippte zurück wie ein Stück Holz. Mit dem Körper schlug er gegen den Wagen, in dessen Innern sich zwei Menschen geduckt hatten und sich aneinander festklammerten, denn das nackte Entsetzen sorgte

dafür.

Der Kopflose trampelte. Ich bekam einen Fuß zu fassen und zerrte ihn weg.

Da hörte ich die dumpfen Tritte.

Blitzschnell drehte ich mich herum und sah die anderen drei Gestalten auf mich zukommen.

Sich gegen vier Gegner zu stellen, war nicht einfach. Wer immer sie waren, hier hatte die schwarze Magie ihre Pforten geöffnet und mir die Grausamen auf den Hals gehetzt. Von Leben konnte man nicht sprechen, sie hatten kein Recht zu existieren, deshalb zog ich die Beretta, um sie zur Hölle zu schicken.

Eine Hand erwischte meinen rechten Fußknöchel. Es war der erste Kopflose, der mich erwischt hatte. Es riss mich von den Beinen. Es gab nichts, wo ich mich festhalten konnte, und ich schlug hart zu Boden. Sterne sah ich zwar nicht, doch in meinem Hinterkopf brüllte der Schmerz. Es war keine gute Lage für mich, sie hätten sich auf mich stürzen und mich fertig machen können, was aber nicht geschah, denn an den dumpfen Tritten hörte ich, dass sie von mir wegliefen und wenig später schon ihren Weg durch das Unterholz nahmen und im nebligen Wald verschwanden. Die vier Kopflosen hatten das Interesse an mir verloren, und ich fragte mich, ob ich einen Albtraum erlebt hatte. Dieser plötzliche Übergang in die Grauzone des Schreckens musste auch erst von mir verkraftet werden, denn ein Superman bin ich nicht.

Superman wäre auch nicht so ächzend und müde auf die Beine gekommen. Mit einer Hand tastete ich nach meinem Hinterkopf und konnte nicht jubeln, als ich die Beule spürte.

Ich stützte mich am Heck deshalb zerstörten Wagens ab und atmete zunächst tief durch. Es tat gut, sich für einige Sekunden ausruhen zu können.

Es war verrückt, ich konnte es noch immer nicht fassen. Da rutschte ich urplötzlich in ein magisches Dilemma hinein, mit dem ich auf keinen Fall gerechnet hatte. Aber so ist das eben. Hat mal einmal die Pest am Hals, bekommt man sie immer wieder. Ich war diejenige, der den Horror anzog wie die Blüte die Biene.

Erst als ich die Laute und Stimmen aus dem kleinen Fahrzeug hörte, fühlte ich mich wieder zurückversetzt in die Gegenwart. Die beiden flüsterten miteinander und weinten. Ich hörte eine Frauen- und eine Männerstimme heraus. Wenn ich mich auf die Worte konzentrierte, hörte ich nur wirres Zeug, keiner von ihnen war in der Lage, einen Gedanken in einen klaren Satz umzusetzen.

Verständlich, denn was sie durchgemacht hatten, musste sie an die Grenzen ihres Verstandes geführt haben. Die beiden befanden sich jetzt in Sicherheit, sodass ich mich, ohne ein schlechtes Gewissen zu

haben, in der Umgebung umschauen konnte. Wieder half mir dabei meine kleine Leuchte, und ich konnte es noch immer nicht fassen, welche Gestalten mir da über den Weg gelaufen waren.

Kopflose Zombies, eine verrückte Tatsache, und ich dachte weniger an sie, sondern an die Frau namens Teresa, die meines Erachtens etwas mit einer Zigeunerin gemeinsam hatte. Sie hatte ja von einer Bluttat gesprochen, die fünfzig und mehr Jahre zurücklag, und genau diese Tat musste in der Gegenwart eine Rolle spielen, denn jetzt war es zu einer schrecklichen Abrechnung gekommen.

Ich hielt mich immer in der Nähe des Wagens auf, aber der verdammte Nebel war einfach zu dicht, um einen Erfolg erreichen zu können. Dabei war er nicht so schlimm wie der berüchtigte Londoner Nebel, hier kam noch die Dunkelheit hinzu sowie der Schatten der Bäume, und meine Chancen, den Kopflosen noch einmal über den Weg zu laufen, waren auf den Nullpunkt gesunken.

Ich gab es schließlich auf, denn auch die Zigeunerin ließ sich nicht blicken. Für mich gab es keinen Zweifel, dass ich ihr noch einmal über den Weg laufen würde, denn diese Nacht des Schreckens war noch längst nicht beendet.

Mein Weg führte mich wieder zurück zum Wagen, und neben dem Fenster an der Beifahrerseite blieb ich stehen. Was heißt Fenster. Die Reste davon fand ich im Fahrzeug, und einige Teile lagen auch noch davor. Zwei noch junge Menschen hockten verängstigt auf den Sitzen und hielten sich gegenseitig fest. Sie schauten mich aus großen Augen an. Beide sahen aus, als wollten sie jeden Augenblick anfangen zu schreien, als ich die verbeulte Tür aufzog.

Ich lächelte ihnen zu und hoffte, dass es sie beruhigte. »Keine Sorge«, sagte ich, »es ist alles okay. Sie brauchen sich wirklich keine Gedanken mehr zu machen.«

»Wa… warum ist das …?«

Ich unterbrach den jungen Mann. »Jetzt tun Sie mir beide einen Gefallen und sagen Sie mir Ihre Namen. Ich heiße John Sinclair und bin zufälligerweise Polizist.« Ich hoffte, dass sie dies aufmunterte.

Zunächst sagten sie nichts, dann fragte mich das Mädchen, ob ich auch nicht gelogen hatte. Beide bekamen meinen Ausweis zu sehen.

Der junge Mann hielt ihn fest, ich leuchtete das Dokument an, damit er es lesen konnte. Es zitterte in seiner Hand, und auch er selbst konnte kaum sprechen. So formulierte er mühsam seine Worte. »Das… das stimmt wirklich, dass Sie ein Polizist sind, Mister?«

»Ja, Sie haben es doch gelesen.«

»Wie kommen Sie hierher?«

»Nennen Sie es Schicksal.«

Das Mädchen weinte. »Es ist alles so schrecklich, wir haben doch nichts getan…«

»Das glaube ich Ihnen. Aber wie sind Sie hierhergekommen? Warum haben Sie das getan?« Ich nahm den Ausweis wieder an mich. Die beiden klammerten sich nun noch enger aneinander, und ich kam mir etwas naiv vor, dass ich die Frage überhaupt gestellt hatte. Schließlich lag es auf der Hand, dass die beiden ein Liebespaar waren, das sich einen ruhigen Platz gesucht hatte.

Ich erfuhr auch die Namen. Er hieß Herbie Santer, das Mädchen Dinah Ascott. Beide stammten aus einer nahe gelegenen kleinen Stadt, und sie hatten sich hier im Wald eine kleine Liebeshöhle gebaut, in der sie gern die Nächte verbrachten.

»Auch bei diesem Wetter?«, fragte ich erstaunt.

»Wir haben ja Schlafsäcke.«

Ich schlug gegen meine Stirn. »Klar, stimmt, aber ich habe nicht so weit gedacht. Wo befindet sich denn eure Höhle? Seid ihr schon dort gewesen, oder wolltet ihr erst noch hin?«

»Wir waren schon dort«, flüsterte der Junge und wühlte mit einer Hand sein rotes Haar auf.

»Und?«

Herbie hob die Schultern und schwieg. Das wollte seine Freundin nicht akzeptieren. Sie stieß ihn zweimal an. »Willst du Mr. Sinclair nicht sagen, was wir erlebt haben?«

»Das glaubt er uns nicht!«

»Oh, das müssten Sie mir überlassen.«

»Dann sage ich es!«, erklärte das Mädchen. »Wir sind gar nicht dazu gekommen, um es uns gemütlich zu machen. Vom Teich hörten wir unheimliche Geräusche. Die… die stammten nicht vom Wind, die waren einfach schrecklich. So ein leises Weinen und Stöhnen. Wir haben das nicht fassen können, es war unglaublich und unmöglich, wir hatten auch Angst, gingen aus unserer Höhle und schauten nach.«

»Wo schautet ihr nach?«

Ich bekam eine Erklärung. Diesmal wechselten sich die beiden ab.

Sie sprachen nie so flüssig, ich musste immer wieder mit Fragen nachhaken, um mir schließlich ein Bild machen zu können, das man mit gutem Gewissen als Horror-Szenario bezeichnen konnte. Es klang unglaublich. Ich wäre auch skeptisch gewesen, hätte ich nicht selbst die schaurigen, kopflosen Gestalten gesehen, die sich meiner Meinung nach noch immer im Wald versteckt hielten.

Für mich stand natürlich fest, dass es zwischen ihnen und den Schädeln eine Verbindung gab. Vier Köpfe, vier Kopflose. Es konnte sogar sein, dass sie sich auf den Weg gemacht hatten, um ihre Köpfe zu finden, ich musste eben mit allem rechnen. Über den Grund konnte ich leider nur spekulieren, denn die beiden jungen Leute wussten auch nichts. Sie waren völlig überrascht worden.

»Mehr habt ihr nicht gesehen?«, fragte ich.

Herbie blickte mich starr und verwundert an. »Reicht das denn nicht? Ist Ihnen das nicht genug?«

»Doch, das schon, keine Angst. Mir geht es dabei noch um eine andere Tatsache. Ich gebe Ihnen beiden jetzt die Beschreibung einer Frau und möchte wissen, ob Sie damit etwas anfangen können.«

»Gut, gut.«

Hoffentlich hörten sie mir auch zu. Beide standen noch immer unter einem irren Stress. Sie konnten nicht ruhig bleiben, permament bewegten sie ihre Köpfe, um nach rechts, links oder auch nur nach vorn durch die noch heile Scheibe zu schauen. Sie erwachten wie aus einem tiefen Traum, als ich sie darauf ansprach, ob sie diese von mir beschriebene Frau gesehen hatten.

Dinah Ascott blickte mich groß an. Dann schüttelte sie den Kopf.

»Nein, nein, damit kann ich nichts anfangen.«

»Wirklich nicht?«

»Du, Herbie?«

»Auch nicht.«

»Euch ist die Frau also fremd. Ihr habt sie auch noch nie in eurem Ort gesehen?«

»Das stimmt«, erklärten sie aus einem Munde.

»Wohnen denn in der Nähe Sinti und Roma? Habt ihr davon etwas gehört?«

»Nein, auch nicht«, sagte Dinah.

Herbie antwortete etwas differenzierter. »Heute nicht mehr, aber meine Eltern haben mal davon gesprochen, dass es hier früher Zigeunerlager gegeben hat. Da waren sie selbst noch Kinder. Aber sie redeten nicht gern darüber.«

»Gab es einen Grund?«

Herbie hob die Schultern. »Gesagt haben Sie nicht viel, wirklich nicht. Aber da muss etwas passiert sein, und viele Leute schweigen ja über gewisse Dinge lieber.«

Ich musste ihm leider Recht geben. Die Bewältigung der Vergangenheit bereitet immer Schwierigkeiten. »Ich könnte aber Ihre Mutter oder Ihren Vater fragen.«

»Das wäre möglich.«

Ich gab ihm Recht, nur hatte ich einfach nicht die Zeit dazu. Dieser Fall musste aufgeklärt werden.

»Was sollen wir denn jetzt tun?«, fragte das junge Mädchen. Es hatte seine Nase geschnauzt und schaute mich hoffnungsfroh an.

»Am besten wegfahren.«

Ihr Freund nickte. »Stimmt. Und was werden Sie tun?«

»Ich habe hier noch eine Aufgabe zu lösen«, erklärte ich. »Die Kopflosen und auch die Köpfe werden auf meiner Liste stehen. Ich muss sie finden und diesen Fall aufklären.«

Sie schluckten beide. »Haben Sie denn keine Angst?«, flüsterte das Mädchen.

»Schon, aber es gibt gewisse Dinge, die man eben machen muss. Fahren Sie am besten weiter. Wenn Sie gedreht haben, dann…«

»Das brauchen wir nicht. Es gibt noch einen anderen Weg durch den Wald. Danke, wir sind schon richtig.« Ich trat zurück, als Herbie Santer den Zündschlüssel berührte. Er drehte ihn, er drehte ihn zweimal, auch ein drittes Mal, da aber stöhnte er bereits auf.

»Das ist doch Scheiße!«, keuchte er und trommelte mit den flachen Händen auf den Lenkradring. »Er… er springt nicht an. Der … der Wagen spielt verrückt.«

»Das Gleiche ist mir widerfahren.«

»Ihnen auch?«, keuchte Dinah. »Wo denn?«

»Außerhalb des Waldes. Auf der Straße. Da habe ich auch die seltsame Frau getroffen.«

Herbie versuchte es noch einmal. Wieder ohne Erfolg. Er packte es einfach nicht.

»Was sollen wir denn jetzt tun?« Er fragte es mit tonloser Stimme, aus der jede Hoffnung verschwunden war. »Ich habe doch keine Ahnung. Ich weiß nicht, was das soll.«

»Wir können doch nicht hier bei Nacht und Nebel im Auto hocken bleiben!« Auch Dinah war nervös. Sie zitterte und schaute sich um.

»Das würde ich Ihnen auch nicht raten«, gab ich zu.

»Was meinen Sie denn?«

»Sie werden mit mir kommen!«

Die Antwort gefiel ihnen nicht. Sie überraschte beide, und sie starrten sich an. Dann drehte sich Herbie wieder herum. »Was sollen wir, Mr. Sinclair?«

»Mit mir kommen.«

»Wohin denn?«

»Sie kennen sich doch hier aus.«

Er überlegte, kam zu einem Entschluss und erschrak über sich selbst. »Sagen Sie nur, dass Sie hinunter zum Teich wollen, wo wir die Köpfe gesehen haben. Sagen Sie das nur.«

»Das ist meine Meinung.«

Er musste sich erst fangen, wischte sich über die Augen. »Jetzt noch? Um diese Zeit?«

»Es ist besser, Herbie, wenn Sie beide mit mir gehen. Sie können natürlich zur Straße laufen, dann aber sind Sie schutzlos. Es wäre durchaus möglich, dass die Kopflosen auf Sie warten. Möchten Sie denen freiwillig in die Arme laufen?«

»Nein, nein, das auf keinen Fall. Nur wer sagt uns denn, dass das nicht passiert, wenn Sie dabei sind?«

»Keiner, Herbie.«

»Da haben wir es doch und…«
»Moment, lassen Sie mich ausreden. Wenn ich dabei bin, dann kann ich zwar für Ihren Schutz nicht garantieren, aber ich bin in der Lage, mich gegen die Brut zu wehren. Das müssen Sie mir schon zugestehen. Es ist zwar Zufall, dass ich in diesen Fall hineingeriet, aber so zufällig nun auch wieder nicht.«
Herbie Santer rang nach Atem. »Wer… wer sind Sie eigentlich, wenn Sie so sprechen?«
»Zumindest jemand, der auf ihrer Seite steht.« Ich zerrte die verbeulte Tür auf. »Kommen Sie, es ist besser, wenn Sie bei mir bleiben. Zudem kennen Sie den Weg.«
Herbie wusste nicht, wohin er schauen sollte. »Haben Sie denn – ein bestimmtes Ziel?«
Ich lächelte kantig. »Natürlich. Wir werden zum Teich gehen und uns die Köpfe anschauen…«

***

Der Marsch durch den nachtdunklen Nebelwald wurde für uns zu keinem vergnüglichen Spaziergang. Es war eine Strecke voller Tücken und Gefahren. Normale Wege gab es zwar, nur waren sie schwer zu finden, und so gingen wir quer durch das Gelände, wobei ich immer im Rücken der beiden blieb, um ihnen Deckung zu geben.
Es lag auf der Hand, dass sie ihre Furcht noch nicht überwunden hatten. Immer wieder schauten sie sich um oder blickten zur Seite.
Die jungen Leute hielten sich an den Händen fest, damit sie sich gegenseitig Kraft gaben.
Mit kam der Wald wie ein Dickicht vor, das uns ständig aufhalten wollte. Zwischen den Bäumen waren die Lücken oft sehr klein, durch die wir uns wenden mussten, schließlich hatten wir Glück und fanden einen schmalen Weg, der nicht nur zur Liebeshöhle der beiden führte, sondern auch zum Ufer des kleinen Sees.
Seltsamerweise lichtete sich der Nebel. Eigentlich hätte er in Teichnähe dicht sein müssen, doch die Luft wurde dort klarer, und der Teich war gut zu sehen. Ein ruhender Pol inmitten des Waldes, ein düster schimmerndes Auge, von einem leichten Wellengang gekräuselt, der an den Ufern auslief und dort das hohe Wassergras zitternd bewegte.
Auch die Lücken zwischen den Bäumen hatten sich erweitert. Es bereitete uns keine Schwierigkeiten mehr, bis direkt an das Ufer zu gelangen. Ich hatte immer wieder an die geheimnisvolle Frau gedacht und eigentlich mit ihrem Kommen gerechnet, aber sie ließ sich nicht blicken. Wahrscheinlich hatte ihr die eine Warnung gereicht, den Rest sollte ich erledigen, worüber ich alles andere als froh war, denn ich mochte keine Fälle, wo ich kaum Anhaltspunkte hatte.

Am Ufer blieben wir stehen. Herbie hatte seinen Arm schützend um den Körper der Freundin gelegt. Beide gaben sich Halt, aber beide zuckten zusammen, als sie über die Wasserfläche schauten, denn sie mussten sich eingestehen, dass die Erinnerung ebenso schlimm war wie das Gesehene selbst.

Der Teich lag vor uns. Nicht ein Kopf schwamm auf der Oberfläche. Ich hätte ihn sehen müssen. Wir standen da und konnten uns nicht vorstellen, dass plötzlich das Grauen aus dem Wasser hervorkroch.

Ich drehte mich zu dem Paar hin um. Das musste Herbie gespürt haben, denn im selben Augenblick hatte er sich in die andere Richtung gedreht, und so schauten wir uns an. Seine Mundwinkel zuckten, er setzte zum Sprechen an und flüsterte: »Jetzt glauben Sie mir sicherlich kein Wort mehr, nicht wahr?«

Ich hob die Schultern. »Warum sollte ich Ihnen nicht glauben, Herbie?«

»Weil kein Kopf zu sehen ist.«

»Das kann sich ändern.«

»Meinen Sie?«

»Ich hoffe es.«

Er bekam noch größere Augen. »Sie… Sie hoffen es, Mr. Sinclair? Das heißt dann, dass Sie sich den Schrecken herbeiwünschen. Die Schädel sind schrecklich, sie … sie können nicht erklärt werden. Für mich ist das alles nicht fassbar …«

»Das verstehe ich. Aber wo genau haben Sie die Köpfe denn gesehen?«

Er hob die Schultern, atmete zischend aus und streckte den Arm vor, den er dann in einen Halbkreis führte. »Dort auf der Wasserfläche, Mr. Sinclair. Eigentlich überall, wenn Sie verstehen. Sie… sie kamen aus der Tiefe hoch und verschwanden nicht. Die Köpfe blieben auf der Oberfläche, wo sie sich treiben ließen. Ich weiß auch nicht, aber es war eine Kraft da, die sie an das Ufer herantrieb, dann kamen sie auch in unsere Nähe, und das war schlimm.«

»Sie blieben aber im Wasser?«

»Ja.«

Ich hatte nachgedacht und war zu dem Entschluss gelangt, dass die Köpfe angelockt werden mussten, vorausgesetzt, sie hielten sich noch im Wasser versteckt, und davon ging ich aus. Ideal wäre es gewesen, wenn ich ein Boot zur Verfügung gestellt bekommen hätte.

Damit wäre ich dann über das Wasser gefahren, hätte die Oberfläche aufwühlen können, und möglicherweise wären die vier Schädel dann neugierig geworden.

Ich wollte Herbie schon nach einem Boot fragen, als mein Blick in sein und auch in das Gesicht seiner Freundin fiel. Beide starrten an mir vorbei, als hätten sie etwas Furchtbares gesehen. Ihre Münder

bewegten sich, ohne dass sie etwas sagen konnten. In den verdrehten Augen schimmerte sogar das Weiße, und sie atmete scharf durch die Nasen aus, während auf den bleichen Gesichtern winzige Schweißperlen zu sehen waren.

»Was haben Sie?«

»Mr. Sinclair… hinter … Ihnen!«

Bevor ich mich umdrehen konnte, hörte ich das leise Lachen einer Frauenstimme. Da wusste ich, wer uns einen Besuch abgestattet hatte – Teresa, die rätselhafte Zigeunerin…

***

Ich war froh, dass sie gekommen war, und ich atmete sogar auf, während ich mich langsam umwandte und auf ihrem zerfurchten Gesicht ein feines Lächeln entdeckte.

Sie stand dort wie eine Figur, bewegte sich um keinen Millimeter und blickte mich nur an.

Ich nickte ihr zu. »Hallo, Teresa.«

Sie kam einen Schritt näher, bevor sie stehen blieb und das Tuch fester um die Schultern zerrte. »Ich bin sehr froh, dass du es gefunden hast, sehr froh.«

»Es war recht einfach.«

»Ja, du hattest Helfer.« Sie schaute an mir vorbei auf das junge Paar. »Seid diesem Mann dankbar, denn ohne ihn wärt ihr möglicherweise nicht mehr am Leben.«

Mir war es etwas unangenehm, das zu hören, während die jungen Leute automatisch nickten. Ich wollte auch nicht lange diskutieren, sondern vorankommen.

»Teresa, hören Sie. Ich weiß Bescheid, und trotzdem stehe ich auf dem Trockenen. Es gibt vier kopflose Zombies, das habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen. Es gibt aber auch vier Köpfe, und ich denke mir, dass die Körper auf der Suche nach ihren Köpfen sind.«

»Das stimmt.«

»Dann sind sie noch hier, denke ich.«

»Beide«, flüsterte die Zigeunerin.

»Da du hierher gekommen bist, nehme ich an, dass wir etwas dagegen tun müssen.«

»Auch das ist völlig richtig«, sagte sie. »Ich war selbst lange im Zweifel, aber die Zeiten sind dahingegangen. Ich habe eingesehen, dass es keinen Grund mehr gibt, die Rache und auch den Schrecken aufrechtzuerhalten. Er muss vernichtet werden, ein für alle Mal. Kannst du das verstehen, John?«

»Nach allem, was ich hinter mir habe, bestimmt.«

»Dann werden wir uns daranmachen.«

Das hörte sich gut an, und ich erkundigte mich, ob sie bereits einen

Plan ausgearbeitet hatte. Ihr Lächeln war etwas rätselhaft, ich sah es positiv und hatte mich nicht getäuscht, als ich ihre Antwort hörte. »Ja, den gibt es.« Sie deutete auf das Wasser. »Wir werden sie locken müssen, John.«

»Das heißt, wir müssen auf den kleinen See.«

»Sicher.«

»Und bestimmt nicht schwimmen.«

»Da hast du Recht. Wir werden ein Boot nehmen, das es hier tatsächlich gibt.«

Ich war nicht mal überrascht, denn damit hatte ich gerechnet. Irgendwo im dichten Filz des Ufers ließ sich leicht ein Boot verstecken, man musste die Stelle nur kennen. Mein Nicken sagte ihr, dass ich einverstanden war.

Natürlich hatten die beiden jungen Leute sehr genau zugehört. Im Prinzip konnte ihnen die Entwicklung nicht gefallen. Dinah schaute ängstlich zurück, wo sich der Wald wie eine düstere Landschaft zeigte. Nichts bewegte sich dort, abgesehen von den ziemlich fern wirkenden Nebeltüchern zwischen den Bäumen.

»Was… was ist denn mit uns?«, keuchte Herbie. »Wollt ihr uns hier stehen lassen?«

»Die Antwort werden Sie geben«, sagte ich zu Teresa.

»Der junge Mann hat Recht. Es wird am besten sein.«

Herbie schrak zusammen. Er schüttelte sich, als wollte er die Angst fortbekommen. »Das kann doch nicht wahr sein. Wir sollen… wir sollen hier bleiben?«

»Ja, das ist besser.«

»Aber wenn sie kommen – diese…« Er schluckte und wagte den Namen kaum auszusprechen.

Teresa winkte mit beiden Händen ab. »Sie werden kommen, was ich sehr hoffe, aber sie werden sich kaum für euch interessieren, denn für sie gibt es andere Dinge.«

»Die Köpfe?«

»So ist es.«

»Ich gehe davon aus, dass sie genug haben, als kopflose Wesen herumzulaufen. Die Zeit ist lang genug gewesen, sie wollen sich ihre Köpfe zurückholen, um sich zu rächen. Die Schuld ist nicht vergeben, für die vier jungen Männer lebt sie ewig weiter, zumindest so lange, bis mit Blut abgewaschen wurde.«

Herbie schluckte einige Male. Der Kloß in seiner Kehle hinderte ihn am Sprechen, deshalb stellte seine Freundin die Frage. »Sie wollen sich wirklich… die … die Köpfe wieder aufsetzen? Ja, geht das denn? Das ist unmöglich.«

Teresa lächelte sie mild und irgendwo auch weise an. »Nichts in dieser Welt ist unmöglich, mein Kind. Du darfst nicht nur das glauben,

was du mit den eigenen Augen siehst. Es gibt auch andere Dinge, die metaphysischen, die man nicht sieht, die man trotzdem glauben und mit denen man auch rechnen soll.«

Dinah Ascott schwieg. Sie kam mit der Antwort nicht zurecht, und sie war auch schwer zu verstehen, wie ich ebenfalls zugab, denn beide standen außen vor.

»Dann lassen Sie uns keine Zeit verlieren«, schlug ich vor.

Herbie hielt mich fest. »Sie haben noch immer nicht gesagt, was mit uns geschehen soll.«

»Verstecken, versteckt euch«, riet Teresa. »Der Wald ist dicht, und wenn ihr sie hört, werdet ihr keine Angst zu haben brauchen, denn die Köpfe sind für sie wichtiger als ihr. Diese Nacht wird die Entscheidung bringen«, murmelte Teresa, »so oder so…«

Dann ging sie, ich folgte ihr, und als ich an den jungen Leuten vorbeikam, sprach ich ihnen noch einmal Mut zu, auch, um mein Gewissen zu beruhigen…

***

Wir hatten das Boot im Schilf versteckt gefunden, und ich hielt die beiden Ruder umklammert. Mit dem Rücken zum Bug fuhren wir auf den Teich hinaus. Ich konnte Teresa sehen, die auf der schmalen Bank am Heck ihren Platz gefunden hatte. In ihrer Haltung wirkte sie wie ein hilfloses Bündel, so in die Ecke geklemmt, den Kopf und auch den Körper nach vorn gebeugt, das Tuch noch fester um die Schultern gezogen. Ich konnte ihre Augen nicht sehen, ging aber davon aus, dass sie den Blick gesenkt hielt und ins Leere starrte. Ihre gefalteten Hände lagen auf den Knien und wirkten auf mich wegen der blassen Haut wie Gebeine.

Teresa sprach nicht, während ich ruderte, um die Mitte des kleinen Sees zu erreichen.

Es war ein sehr dunkles Gewässer. Nur wenn die Ruderblätter die Oberfläche aufwirbelten, sah ich den hellen Schaum, der das Holz umgurgelte. In Ufernähe hatten mich noch ziemlich dicht wachsende Schlingpflanzen behindert, das war jetzt vorbei, ich konnte die hölzernen Stangen durchziehen und kam gut voran.

Nicht zum ersten Mal glitt ich in einem Kahn über ein nächtliches Gewässer. Es lag noch nicht lange zurück, als ich in Schottland ein schreckliches Erlebnis gehabt hatte, als aus einem Sumpfsee plötzlich Werwölfe erschienen waren.

Diesmal sollte es Köpfe sein.

Noch ließen sie sich nicht blicken. Wenn sie überhaupt vorhanden waren, dann hielten sie sich dort verborgen, wo das Wasser am tiefsten war und der Grund sicherlich eine hohe Schlammschicht zeigte.

Es war überhaupt sehr unheimlich in dieser Nacht. Die Sicht vom Ufer hatte etwas getäuscht, denn es zogen schon leichte Dunstschwaden über die Oberfläche wie dünne Tücher.

Keiner von uns sprach. Nur das Plätschern des Wassers war zu hören, wenn die Ruderblätter eintauchten. Hin und wieder lief es mir kalt über den Rücken. Der Teich war mir nicht ganz geheuer. Ich stellte mir unter der schwarzgrünen Oberfläche die schrecklichsten Gestalten vor, die urplötzlich als schlammige Monstren mit langen Fangarmen versehen aus der Tiefe erschienen.

Ein paar Mal hatte ich meinen Kopf gedreht und zum Ufer zurückgeschaut, wo die beiden jungen Leute dicht beisammen standen. Sie hielten sich nicht versteckt, und ich hoffte nur, dass die Kopflosen sich für sie nicht interessierten. Wenn sie die Köpfe wollten, mussten sie ins Wasser, das konnten sie auch von den anderen Uferstreifen aus, sodass sich die Chancen für Dinah und Herbie vergrößerten.

»Du könntest hier halten«, sagte Teresa leise.

»Okay.« Ich holte die beiden Ruder ein.

Teresa richtete sich auf, wobei sie sitzen blieb, denn nur ihr Körper straffte sich. Sie fuhr mit ihren Handflächen über die Oberschenkel, schaute an mir vorbei, hatte die Stirn in noch mehr Falten gelegt und dachte über ein Problem nach.

Ich ließ ihr Zeit.

Das leise Glucksen der Wellen hörte allmählich auf. Unser Boot schaukelte kaum merkbar. Über uns lag ein düsterer Himmel. Das Wasser hatte einen leichten Glanz bekommen, als würde grünliche Ölfarbe darauf schwimmen.

Ich wartete und hoffte dabei, dass sich die alte Zigeunerin nicht geirrt hatte, weil ich einfach eine Entscheidung wollte, so oder so.

Der Schrecken durfte sich nicht mehr weiter ausbreiten. Bevor er Opfer forderte, musste ich ihn stoppen.

Sie nickte mir zu. Ich sah es als Zeichen an, dass sie bald reden wollte, und so war es auch.

»Ich wusste, dass du kommen würdest, John.«

»Woher?«

»Die Karten haben es mir gesagt. Ich habe mir die Karten gelegt, denn sie lügen nie. Aus ihnen kann ich die Zukunft lesen, manchmal deutlich, sehr oft verschwommen, aber bei dir war es überdeutlich, denn mir wurde gesagt, dass ein besonderer Mann meinen Weg kreuzen würde, und das ist eingetreten.«

»Dann bin ich das für dich.«

»Ja.«

»Wieso?«

»Du trägst etwas bei dir. Ich habe deine Ausstrahlung bis hinein in

meine Karten gespürt und bin mir sicher, dass nun jemand gekommen ist, der den Fluch brechen kann.«

»Von dem ich noch zu wenig weiß.«

»Das stimmt. Ich bin auch mit dir auf den kleinen See gerudert, um dies zu ändern. Ich will dir endlich sagen, was geschehen ist, damals, mit meinen Söhnen.«

»Bitte.«

»Du musst davon ausgehen, dass Krieg war. Er war in die letzte Phase getreten. Der verfluchte Nationalismus hatte nicht nur Germany erfasst, auch in Großbritannien dachte man ähnlich, wenn auch aus anderen Motiven hervor. Das aber ist nicht das Thema, sondern nur der Hintergrund. Man mochte keinen Fremden.«

»Sie waren fremd.«

»Ja, ich, meine Familie, einige Freunde, und ich hatte vier Söhne. Wir gehörten zum fahrenden Volk, wir hofften, in dieser Gegend eine Heimat zu finden, aber wir fanden sie nicht. Man nahm uns nicht an, man wollte uns nicht, und dies wurde uns immer wieder gezeigt. Zuerst nur versteckt, dann deutlicher, und schließlich schlug es um in blanken Hass. Es kam der Tag, als sie sechsjährige Elaine verschwunden war, ein liebes nettes Mädchen. Es war plötzlich weg, und erst sieben Tage später fand man seine Leiche hier im Wald.« Sie schluckte und suchte nach Worten. »Es war furchtbar für alle, auch für uns, der Mörder ist zu dem damaligen Zeitpunkt nicht gefunden worden, aber die Menschen aus der Stadt wussten genau, an wen sie sich zu halten hatten, an uns nämlich. Wir waren die Fremden, diejenigen, die anders aussahen. Dass wir Kinder sehr lieben, daran dachte keiner. Wieso auch? Man hat sich ja mit Sinti und Roma nie beschäftigt, die Menschen bestanden nur mehr aus Vorurteilen. Im Ort hielten sich auch Soldaten auf, die Fronturlaub hatten. Die Polizei war froh, dass sie diese Männer als Helfer einstellen konnte. Für die Soldaten stand fest, wer das Mädchen umgebracht hatte.«

»Ihre Familie, denke ich!«

»Ja.«

»Ich erinnere mich genau an die Nacht, als sie zu uns kamen. Schwer bewaffnet, und wir hatten keine Chance. Sie rissen meine Söhne aus dem Schlaf und zerrten sie aus dem Wagen. Dann wurden die Jungen zusammengeschlagen, bis sie blutend am Boden lagen. Danach provozierten die Soldaten eine Gerichtsverhandlung, und damit alles seine Richtigkeit hatte, holten sie noch zwei Vertreter der Stadt als offizielle Zeugen. Die standen natürlich auf deren Seite und stimmten zu, dass nach dem Kriegsrecht verhandelt wurde. Das Ergebnis stand von Vornherein fest.« Müde wischte die Frau über ihr Gesicht. »Der Tod«, sagte sie leise. »Der Tod, wie er schändlicher nicht sein konnte. Meine Söhne sollten noch in derselben Nacht geköpft werden.« Teresa

blickte mich an. Ich sah das Weiße in ihren Augen. »Können Sie sich vorstellen, was in mir vorging?« Sie wurde plötzlich wieder offiziell. »Können Sie sich vorstellen«, wiederholte sie, »wie einer Mutter zumute ist, wenn man ihr die vier Nachkommen nimmt, die zudem noch unschuldig am Tod dieses Mädchens waren? Der wahre Mörder wurde später gefunden, es war der eigene Cousin, aber das spielte für diese ehrbaren Bürger keine Rolle. Sie hatten auch später kein schlechtes Gewissen. Ich habe gefleht und gebettelt, aber sie schlugen auch mich zusammen. Einige wollten mich ebenfalls köpfen, davon ging man ab, und nur meinen Söhnen wurden die Köpfe abgeschlagen. Zuvor jedoch habe ich die Mörder und alle anderen ehrbaren Bürger verflucht. Keiner von ihnen ahnte, über welche Kräfte ich verfügte, dass es mir gelungen war, mit dem Reich der Dämonen Kontakt aufzunehmen. Ja, ich konnte sie alle täuschen. Ich habe sie verflucht, ich habe meine toten Söhne beschworen, und sie wurden verscharrt. Ich habe in der Nacht ihre Gräber geöffnet, ich habe die Köpfe hervorgeholt und sie in den Teich geworfen, und ich habe ihre Körper durch die Kraft einer bösen Magie nicht verkommen lassen. Die Jahre vergingen, ich habe nichts vergessen. Ich wurde alt, sehr alt, man sieht es mir nicht an, aber ich bin schon neunzig. Die Rache hat mich einigermaßen jung erhalten, und es mussten fünfzig Jahre vergehen, als mir in den Sinn kam, mit den Menschen aus der kleinen Stadt abzurechnen.«

Sie hob mit einer müden Bewegung die Schultern, und ich lauschte gespannt ihren weiteren Worten. »Es war zu lange. Man sagt, dass die Zeit viele Wunden heilt. Das habe auch ich erleben müssen. Die Zeit hat die Wunden geheilt. Wasser ist über das Feuer meiner Rache gegossen worden, aber ich konnte den Fluch selbst nicht mehr zurücknehmen, es war mir unmöglich. Noch einmal legte ich die Karten, und sie haben mir gesagt, dass mir das Schicksal in der Nacht jemand schicken würde, der meine Söhne, der die Rache stoppen kann.« Sie blickte mir direkt ins Gesicht. »Dieser Jemand sitzt nun vor mir.«

Ich räusperte mich. Da hatte sie Recht. Ich war gekommen, und das Schicksal hatte einen Bogen geschlagen. Ich war jetzt froh darüber, dass mich der Weg hierher geführt hatte. Wenn alles stimmte, dann war ich tatsächlich dank meiner Waffen in der Lage, das Grauen erst gar nicht hochkommen zu lassen.

»Jetzt weißt du alles, und ich bitte dich, meine Söhne zu stoppen. Selbst als Mutter flehe ich dich an, dich gegen meine Söhne zu stellen und sie zu vernichten.«

Ich schwieg, weil mir vieles durch den Kopf ging. Teresa hatte Verständnis dafür, sie ließ mich auch nachdenken, und ich schaute hin und wieder über die bewegungslos daliegende Wasserfläche, die ein

schreckliches Geheimnis verbarg.

»Wirst du sie vernichten?«

Meine Zunge feuchtete die Lippen an. »Ich werde es zumindest versuchen, Teresa.«

»Danke.«

»Es wird nicht einfach sein, das weißt du auch.«

Sie nickte. »Ja, aber ich habe Vertrauen, denn die Karten haben mich noch nie angelogen.«

Zwar wollte es mir nicht in den Kopf, dass jemand den Karten dermaßen viel Vertrauen schenken konnte, aber Teresa schien darin Erfahrung zu haben, zudem war es ihr gelungen, Kontakt mit anderen Mächten aufzunehmen, und da wurden oftmals Dinge wahr, die man eigentlich als unmöglich ansehen musste.

Ich nickte. »Wenn es sein muss, und wenn mir die Kopflosen noch einmal über den Weg laufen, werde ich es versuchen.« Ich zog an der Silberkette, die ich um den Hals trug, und wenig später lag das Kreuz frei auf meiner Brust. Es hob sich von der dunklen Farbe des Pullovers sehr gut ab, es fluoreszierte. Es gab ein leichtes, silbriges Flimmern von sich, es war einfach da, und es strahlte etwas ab, das auch die zuschauende Teresa nicht unberührt ließ.

Sie runzelte die Brauen, zog ihre Schultern zusammen, nickte aber dann. »Das ist der Beweis, dass du der Richtige bist.«

»Du fürchtest dich nicht vor dem Anblick?«

»Nein, denn ich selbst bin kein Dämon. Ich bin eine sehr alte Frau, die endlich ihren Frieden finden will. Wenn meine Söhne nicht mehr sind, will auch ich nicht mehr sein.«

Das konnte ich sogar verstehen, auch wenn ich es ihr nicht zugestand. Noch hatte sich nichts getan. Diese Nacht war ruhig.

Das Boot lag ruhig auf der glatten Fläche. Bis zu dem Zeitpunkt, als die Stille durch einen dumpfen Schlag an der rechten Bordwand unterbrochen wurde.

Beide schraken wir zusammen, aber Teresa ergriff das Wort. »Das sind sie, das sind die Köpfe.«

Ich schaute über den Bootsrand hinweg auf das Wasser – und sah den Schädel auf der Oberfläche schwimmen…

***

Ich erschrak nicht einmal, weil ich damit gerechnet und es mir auch gewünscht hatte. Der Kopf lag mit dem Gesicht nach oben, sodass ich trotz der Dunkelheit Einzelheiten erkennen konnte.

Es war zum Fürchten. Keine Haut mehr, wenigstens keine normale, sondern ein rissiges Etwas, das mich an feuchte Baumrinde erinnerte. Ich sah einen fast lippenlosen Mund, die Haare waren dünn und nass, sie klebten auf dem Kopf, und ich sah auch, dass die Augen verdreht

waren, sodass mich das Weiße anstarrte und die Pupillen nicht mehr zu sehen waren. Ich schüttelte mich und musste mich beherrschen, nicht mit dem Ruder in diese Physiognomie zu schlagen.

Ich lenkte meinen Blick ab und sah Teresa an. Sie hatte ihre Haltung nicht verändert, nur den Kopf gedreht, um auf das Wasser zu starren. Allerdings nicht auf meine Seite, sondern zur anderen, und sie hielt dabei ihren Arm ausgestreckt, um mit dem Zeigefinger auf einen bestimmten Punkt zu weisen. Dort schaukelte ein weiterer Kopf!

Auch er schwamm auf dem Rücken, seine dunkle und dennoch bleiche Haut wirkte unheimlich. Er hätte der Zwilling des ersten sein können.

»Es fehlen noch zwei«, sagte ich.

Teresa bewegte sich. Sie schüttelte den Kopf. »Nein, John, sie sind bereits da.«

Kaum hatte sie das letzte Wort gesagt, als ich das Klatschen hörte.

Aus dem Wasser schoss der Kopf hervor. Er sah aus wie ein Korken, der mit Gewalt an die Oberfläche gedrückt worden war, dem er hüpfte für einige Sekunden auf den Wellen, und auch den vierten Kopf bekam ich zu Gesicht, der nahe des Bugs schaukelte.

Ich merkte die Spannung auf meinem Rücken. Es gefiel mir nicht, dass wir eingekreist waren, aber Teresa nahm dies nicht so tragisch.

»Sie werden uns nichts tun«, flüsterte sie. »Denn sie sind aus der Tiefe gestiegen, um zu ihren Körpern zu finden. Der Fluch steht dicht vor der Erfüllung. Was ich damals in die Wege geleitet habe, wird in der heutigen Zeit zu einer Rache werden, die nicht mehr sein soll«

»Das habe ich verstanden«, sagte ich. »Die Köpfe allein werden kaum etwas unternehmen können, aber was ist mit den Körpern? Sie müssen zu den Köpfen finden.«

»Das werden sie auch«, bestätigte Teresa mit vollem Ernst.

»Wunderbar und wann?«

»Du wirst es erleben.«

Es war die falsche Antwort gewesen, denn ich erlebte es nicht, ich hörte es, weil ein leiser Schrei über den Teich wehte, an dessen Ufer wir die beiden jungen Leute zurückgelassen hatten. Ich drehte mich so heftig um, dass unser Kahn anfing zu schaukeln, Wellen anrollten und einen der Köpfe beinahe über die Bordwand in unser Boot geschwemmt hätten. Er stieß gegen den Rand und prallte wieder zurück.

Ich schaute mir das Ufer an.

Eigentlich hätte es im Nebel verschwimmen müssen, aber da waren kaum noch blasse Fahnen, und trotz der Finsternis konnte ich die Bewegungen dort erkennen.

Das Pärchen hatte sich glücklicherweise etwas zurückgezogen, sodass die vier kopflosen Gestalten genügend Platz bekamen, um auf ihr Ziel

zuzugehen.

Sie waren nicht mehr weit vom Ufer entfernt, und nach wenigen Schritten schon würden sie mit den Füßen in den weichen Schlick dort eintauchen. Ich schaute ihnen voller Interesse und auch gebannt zu, wobei es Teresa nicht anders erging.

Was mochte in ihr vorgehen, denn diese kopflosen Gestalten waren schließlich ihre Söhne. Litt sie? Machte sie innerlich eine Hölle durch? Ihr Gesichtsausdruck verriet nichts.

Ich hatte es schon oft mit lebenden Leichen zu tun bekommen. Ich hasste diese widerlichen Wesen, die sich immer wieder gleich bewegten. Wenn sie gingen, dann sah es stets so aus, als hätten sie Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Sie schwankten bei jedem Schritt, sie gingen schwerfällig, hatten die Arme ausgebreitet, als suchten die zuckenden Finger nach irgendeinem Halt.

Glücklicherweise kümmerten sie sich nicht um die beiden jungen Leute, die ihnen schreckensstarr zusahen. Die Kopflosen hatten Dinah und Herbie längst passiert. Sie gingen hintereinander, aber etwas versetzt, und die erste untote Gestalt klatschte bereits mit dem rechten Fuß in das flache Uferwasser.

»Jetzt werden sie kommen!«, flüsterte Teresa.

Ich nickte nur.

»Willst du wegrudern, John Sinclair? Du kannst es dir noch überlegen. Ich werde nicht zürnen, wenn du es…«

»Ich bleibe!«

Teresa schaute mich an, ich sie. Dann sah ich ihr Nicken. »Ja, so habe ich dich eingeschätzt, und es ist gut, dass ich mich nicht geirrt habe. Da macht sich die Erfahrung des Alters bezahlt. Wir werden sehen, was noch geschieht.«

»Weißt du es nicht schon längst?«

Sie bewegte die Augenbrauen. Ich hörte ihr leises Räuspern, als sie die Kehle freibekam. »Ja, ich kann es mir denken.«

»Es ist nicht damit getan, dass sie sich ihre Köpfe zurückholen und wie auch immer mit den Körpern verbinden.«

»Sie werden töten, und sie werden keine Rücksicht kennen, John.«

»Das heißt, sie werden sich mich als erstes Opfer aussuchen.«

»Davon gehe ich aus. Aber ich hoffe darauf, dass du ihnen die Stirn zeigen wirst.«

Mein Lächeln war kantig. Irgendwo diente es auch zu meinem Schutz. »Das muss ich versuchen.«

Die Köpfe schwammen noch immer in der Nähe des Bootes. Im Augenblick interessierten sie mich nicht, ich schaute zum Ufer hin, wo alle vier den Teich betreten hatten.

Dem ersten Kopflosen reichte das Wasser bereits bis zur Brust.

Und nach zwei weiteren Schritten war er verschwunden, als hätte

ihm jemand die Beine weggezogen. Einige Wellenkreise auf dem Wasser, das war alles, was ich von ihm sah.

»Er wird kommen«, flüsterte die alte Frau. »Er wird sich ebenso wenig aufhalten lassen wie die anderen drei Monstren. Ihre Rache treibt sie an wie ein Uhrwerk, das niemals abläuft. Damit musst du dich ebenso abfinden wie ich als ihre Mutter.«

Mein Gott, wie sich das anhörte. Ich warf der alten Frau einen Blick zu, als könne ich ihre Worte nicht fassen.

Mich interessierte wieder das Ufer.

Auch der zweite Kopflose war verschwunden, und jetzt wurde auch der dritte geschluckt. Sie bewegten sich sehr vorsichtig, sogar leise, und es war nur ein dünnes Plätschern zu hören.

Dinah und ihr Freund brauchten nichts mehr zu befürchten, aber sie gingen nicht weg, sondern blieben stehen und schauten über das Wasser zu uns herüber.

Als der letzte Kopflose verschwunden war, atmete ich tief ein und machte mich bereit. Ich wurde sehr ruhig, auch Teresas Stimme konnte mich nicht aus dem Konzept bringen. »Sie werden kommen, und ich denke, dass du weißt, was du zu tun hast.«

»Bestimmt.« Als äußeres Zeichen meiner Wehrbereitschaft zog ich die Beretta.

Teresa blickte die mattschimmernde Waffe an und zog dabei die Augenbrauen hoch. Viel schien sie von der Pistole nicht zu halten.

Meine nächsten Worte sollten sie beruhigen. »Du brauchst keine Zweifel zu haben, Teresa, diese Pistole ist mit geweihten Silberkugeln geladen.«

Sie nickte. »Ich dachte mir, dass du gut ausgerüstet bist.«

Ich schwieg. Innerlich spürte ich, dass sich die Spannung verdichtete. Ich hatte nachgerechnet und dabei überlegt, mit welch einem Tempo es die Gestalten schafften, durch das finstere Wasser auf ihr neues Ziel zuzugehen. Sie würden schon Minuten brauchen, und sie würden sich unter Wasser auch teilen, davon ging ich aus. Es wäre zu schön gewesen, wenn sie alle an der gleichen Stelle erschienen, sodass sie sich für mich auf dem Präsentierteller befanden.

Teresa machte eine Bewegung. Es sah für einen Moment so aus, als wollte sie aufstehen, doch sie holte nur tief Atem und setzte sich kerzengerade hin.

Dann bewegte sie ihren Kopf und schaute in die Runde. Sie sah aus wie eine Frau, die Abschied nehmen wollte und sich in den letzten Minuten ihres Lebens die Umgebung noch einmal einprägte. Ich sah, wie sie nickte und hörte ihre leise Stimme. »So ähnlich hat es damals begonnen, denn diesen Teich gab es schon vor fünfzig Jahren. Wir haben hier im Walde oft genug gelagert, er hat uns eine Heimat gegeben, er war auch für das Leben, und nun wird er zu meinem Grab

werden.«

Ich winkte mit der freien Hand ab. »Noch lebst du, Teresa, und ich denke…«

»Sprich nicht weiter, junger Mann. Hör ruhig auf eine Greisin, die das Leben und das Schicksal kennt. Es wird nicht so ablaufen, wie du…«

Nein, es lief auch nicht so ab. Ich hatte während des Sprechens die Wasserfläche und auch die Köpfe nicht aus den Augen gelassen. Einer schwamm immer wieder nahe an das Boot heran, und plötzlich erschienen links und rechts davon zwei knorrige Hände wie dunkle Greifarme, um den Schädel zu umklammern.

Locker, John, du musst locker sein. Nur nicht verkrampfen. Ich hämmerte mir die eigenen Befehle ein und starrte auf das unheimliche und auch faszinierende Bild.

Zwei Hände hielten den Kopf. Noch war nichts von seinem Oberkörper zu sehen. Im nächsten Moment gurgelte das Wasser auf. Aus der Gischt erschienen die Schultern, dann schwebte plötzlich der Schädel auf dem Hals und wurde einen Moment später einfach draufgedrückt, als wäre es die normalste Sache der Welt.

In dem Augenblick, als Kopf und Körper wieder Kontakt miteinander hatten und ich das schwache grünliche Leuchten sah, das wie eine Schweißnaht beides zusammenhalten sollte, hob ich die Waffe an und zielte direkt auf die Stirn.

Dann schoss ich.

Meine geweihte Silberkugel schmetterte in den Schädel. Sie sorgte dort für einen gewaltigen Aufruhr, denn alles, was diesen Schädel noch zusammengehalten hatte, wurde einfach zerrissen. Er platzte vor meinen Augen weg. Harte und weiche Teile klatschten ins Wasser, blieben zum Teil darauf schweben oder sanken in die Tiefe.

Teresas Schrei ließ mich herumfahren. »Da ist der Nächste.«

An der anderen Seite war er aufgetaucht. Ich kam etwas zu spät, denn dem Körper war es bereits gelungen, den Schädel aufzusetzen.

Dabei war wieder das grüne Leuchten entstanden, und es blieb wie ein Ring am Hals der Kreatur.

Ich feuerte, und diesmal drang die geweihte Silberkugel in den Hinterkopf, um das Leben dort zu vernichten.

Das Wasser gurgelte auf, denn die Kreatur schlug noch mit beiden Armen um sich. Unser Boot wurde ebenfalls von den Wellen erfasst und geriet in gefährliche Schwankungen. Ich musste mich ebenso mit beiden Händen halten wie Teresa, und ich dachte darüber nach, dass diese Ablenkung nicht gut war, denn so hatten die beiden restlichen Kopflosen noch Gelegenheit, sich die Beute zu holen.

Da das Boot heftig schwankte, kniete ich mich hin. Wasser schwappte über, es nässte meine Hosenbeine. Ich blieb trotzdem in der neuen

Haltung, weil sie mir einen besseren Blickwinkel ermöglichte.

Sie waren da, doch ich sah sie nicht.

Das Wasser hielt sie verborgen. Es umgab sie wie ein schützender Schirm. So sehr ich auch schaute, von ihnen war nichts zu sehen, und ich wollte mich keinesfalls mit einem halben Sieg zufrieden geben.

Zum ersten Mal sah ich die Furcht in den Zügen der alten Frau.

Bisher war wohl alles nach ihren Vorstellungen gelaufen, nun aber schien sich einiges verändert zu haben. Sie war durcheinander, ihr Kopf bewegte sich hektisch von einer Seite zur anderen. Immer wieder ließ sie ihre Blicke über die Wasserfläche schweifen, hob dabei die Schultern und rang nach Worten.

Ich brauchte ihr keine Frage zu stellen, denn ich wusste auch so, was die alte Dame beunruhigte.

Zwei ihrer Söhne hatten es geschafft!

Als ich mich kniend auf sie zubewegte, wehte mir ihr Flüstern entgegen. Jedes Wort drang dabei abgehackt über ihre Lippen. »Ich… ich habe versagt, John. Meine Söhne sind schlauer gewesen als ich. Sie wollen die Rache, die Zeit hat die Wunden bei ihnen nicht verheilt. Es ist hier nur zur Hälfte richtig gelaufen.« Sie unterbrach sich.

Der Kopf bewegte sich zuckend nach vorn. Die Haare hatten sich gelöst, kein Knoten hielt sie mehr zusammen. Fahrig strich sie die Strähnen mit beiden Händen zur Seite. »Es wird am besten sind, wenn wir wieder zum Ufer zurückrudern. Die beiden werden an Land gehen, die Stadt aufsuchen und dort ihre Rache nehmen. Sie werden sich nicht an die Regeln und… aahhh …«

Ihr Schrei erschreckte mich. Ich hatte ihr helfen wollen, es war leider zu spät. Auf dem schwankenden Kahn konnte ich mich nicht so schnell bewegen, wie ich wollte, deshalb hatten die anderen alle Vorteile auf ihrer Seite.

Hinter dem Bug war der Zombie aus dem Wasser geschossen.

Eine unheimliche Schreckensgestalt mit hochgestreckten Armen, die nach unten rasten, wo sich alte, krumme Hände in die Schultern der Frau gegraben hatten, für die es keine Chance mehr gab.

Ihr Schrei erstickte, als sie in den Teich fiel und Wasser in ihren Mund drang.

Als ich den Bug erreichte, schaute ich auf eine grünlich schäumende Fläche, aber von Teresa und dem Zombie war nichts mehr zu sehen. Der Teich hatte sie verschluckt.

Nein, mir schossen nicht die Tränen in die Augen, aber ich spürte bereits den Druck. Er resultierte aus der Tatsache, dass ich mich wie ein Versager fühlte. Sie hatte sich auf meine Seite geschlagen, nicht auf die ihrer Söhne, und die hatten nach langer Zeit die Frau geholt, die das Töten nicht wollte.

Ihr starrte auf das grünschwarze Wasser. Was sollte ich tun? Ihr

nachspringen? In der Dunkelheit versuchen, die beiden Zombies zu stellen und sie töten?

Ich hätte den Dolch und das Kreuz nehmen können, ich hätte es auch getan, aber nicht in dieser finsteren Nebelnacht und in einem Gewässer, das auch im hellsten Tageslicht jeden Sonnenstrahl aufsaugte.

Die Wellen klatschten noch immer gegen den Bootsrumpf, aber sie bewegten den Kahn nicht mehr so unberechenbar. Er schwankte kaum noch, er würde irgendwann wieder ruhig liegen, das stand fest, und dann würde das Wasser möglicherweise einen leblosen Körper in die Höhe spülen.

Ich blieb auf dem Boot und suchte auch weiterhin die Wasserfläche ab.

Nichts tat sich. Sie wurde nicht mehr aufgewühlt. Genau diese Ruhe bereitete mir mehr Sorge als ein schäumendes Wellenmuster.

Wenn ich mir vorstellte, dass die alte Frau in der Tiefe um ihr Leben kämpfte, dann wurde er Koloss in der Kehle immer dicker. Je länger ich wartete, umso mehr meldete sich mein schlechtes Gewissen. Ich hätte ihr doch nacheilen sollen und…

Etwas stieg an die Oberfläche.

Diesmal nicht schmal, sondern breit, denn aus der Tiefe war der Körper in die Höhe geschwemmt worden, und er durchbrach endlich die dünne Oberfläche, um sich mir zu zeigen.

Es war Teresa!

Ich sah sie, wollte sie noch deutlicher sehen und leuchtete sie mit der Lampe ab.

Der Strahl fiel auf ihr Gesicht. Ein Gesicht ohne Regung, nichts bewegte sich mehr in den starren Zügen. Die Augen waren seltsam verdreht, der Mund zeigte sich verzerrt, wobei er noch weit offen stand. Dieser Anblick ließ eine kalte Haut auf meinem Rücken entstehen. Er war so verflucht endgültig, denn nun wusste ich, dass dieser Person nicht mehr zu helfen war. Ihre Zombie-Söhne hatten sie getötet, und aus der Haltung des Kopfes erkannte ich, dass man der alten Frau das Genick gebrochen hatte.

In mir vereiste etwas. Der Brachialgewalt der Zombies konnte ein Mensch nichts entgegensetzen. Gegen sie brauchte man die entsprechenden Waffen.

Das Boot schaukelte. Plötzlich wurde der Bug in die Tiefe gezerrt, sodass ich ins Rutschen geriet und mich dabei drehte.

Ich sah den Kopf, den schimmernden Rand, ich sah auch die Pranken, die das Boot hielten, um es zum Kentern zu bringen. Der Untote würde es schaffen, nur war ich schneller.

Die Silberkugel raste aus dem Lauf, und sie zertrümmerte die Stirn des Monstrums.

Der Körper zuckte, das Boot schaukelte noch einmal heftig, dann rutschten die Hände ab, und einen Moment später war der Zombie im gurgelnden Wasser verschwunden.

Noch einer war zurückgeblieben.

Er konnte überall erscheinen.

Plötzlich wurde der Kahn in die Höhe gehoben. Der letzte Untote hatte sich den Kiel ausgesucht und seinen massigen Körper darunter gestemmt. Das Boot blieb nicht mehr auf der Wasserfläche liegen, es kippte nach backbord hin, und vergeblich suchte ich nach einem Halt. Der schräge Winkel war plötzlich zu steil, ich rutschte weg.

Klatschend landete ich im eiskalten Wasser des Teichs und tauchte sofort unter. Meine Kleidung war nass und schwer. Ich hatte noch Luft holen können und bewegte mich auch unter Wasser. Die Beretta steckte ich wieder weg.

Stattdessen zog ich meinen Silberdolch!

In dem Augenblick hatte ich den ersten Bodenkontakt. Meine Schuhe glitten hinein, dann ein Teil der Beine, und ich hatte den Eindruck, als wären zahlreiche Klammern dabei, mich in den weichen Morast zu ziehen.

Ich strampelte mich frei – und sah über mir den Schatten. Das war keine Täuschung, keine Spiegelung, es war das letzte Monstrum, das ich schräg auf mich niedersinken ließ, die Arme gestreckt und die Hände griffbereit, um sie um meine Kehle zu legen.

Lange würde ich es hier unten nicht, mehr aushalten können. Die Luft wurde mir knapp, aber ich hatte mich durch ein Trampeln und Schwingen der Beine befreit.

Ich wollte in die Höhe, und ich musste das Hindernis aus dem Weg räumen. Es kippte mir entgegen. Ich spürte die knorrigen, alten Totenhände zuerst in meinen Haaren, dann im Gesicht.

Da zog ich den rechten Arm von unten nach oben.

Die Hände schafften es nicht mehr, meinen Hals zu umfassen. Die Klinge drang schräg in den Körper, sie riss viel Gestalt auf, und ich wusste sofort, dass die Chance des Zombies auf Null gesunken war.

Ich zerrte den Dolch wieder hervor, meine ersten, heftigen Schwimmbewegungen sorgten dafür, dass ich in die Höhe kam. Ich sah dabei, dass der Schatten von mir wegtrieb.

Mit dem Kopf zuerst tauchte ich auf. Ich rang nach Luft, ich schaute mich um, ich schwamm wegen der nassen Last an meinem Körper nur mit schwerfälligen Bewegungen, und ich erreichte wenig später das Boot, in das ich mühsam hineinkletterte.

Der Kahn bewegte sich schwankend. Ich aber blieb auf dem Boden liegen und hielt die Augen geschlossen, während ich keuchend atmete und hoffte, wieder rasch fit zu werden. Ich musste hier weg, in den nassen Klamotten konnte ich mir noch sonst was holen. Im Wagen lag

mein Koffer. Da konnte ich mich umziehen.

Es dauerte keine Minute mehr, bis ich wieder auf der Bank saß und die beiden Ruderstangen an den Griffen umklammert hielt.

Mein erstes Ziel war das Ufer, wo Dinah und Herbie warteten, die unheimliches Glück gehabt hatten.

Mein zweites Ziel aber lag woanders. So seltsam es sich anhörte, aber ich vermisste im Augenblick nichts so sehr wie die Stadt London und meine dort lebenden Freunde…

ENDE